Jede Woche mit 6 Seiten Christ & Welt

DIE ZEIT

Christ & Welt

21. APRIL 2016 Nº 18
PREIS DEUTSCHLAND 4,70 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Keine Angst vor Stress

Er gilt als Geißel des modernen Menschen. Doch nun erforscht die Wissenschaft seine positive Seite: Stress hält lebendig, gesund und macht, dass wir über uns selbst hinauswachsen WISSEN

Titelfoto: Guido Mieth/Getty Images

Ein katholisches Schwergewicht

Kardinal Lehmann geht in Rente. Was hat er als Bischof in Mainz bewirkt?
Christ & Welt Seite 2

Ich sehe was, was du nicht siehst

Gott suchen und finden. Warum gelingt das manchen und anderen nicht?
Christ & Welt Seite 3

Hopfen und Malz, Gott erhalt's!

Bier und Religion gehören zusammen! Ein A bis Z zum heiligen Rausch
Christ & Welt Seite 5

VOR DER TÜRKEIREISE

Wünsche aus Stahl

Nicht das Schicksal Jan Böhmermanns entscheidet über die Moral von Merkels Politik, sondern das der Flüchtlinge **VON BERND ULRICH**

Nach acht Monaten Flüchtlingskrise hat Angela Merkel mit der Causa Erdoğan/Böhmermann einen politischen Ermüdungsbruch erlitten. In der Woche des Türkeibesuchs sieht ihre Bilanz in den Augen vieler nun so aus: Nach einem rätselhaft idealistischen Halbjahr ist die Kanzlerin im Morast der Realpolitik gelandet, sie hofiert einen zunehmend autoritären Potentaten, bezahlt ihn dafür, dass er ihr die Drecksarbeit abnimmt, also die Flüchtlinge vom Leib hält, dafür opfert sie die Meinungsfreiheit eines Satirikers.

Diese zunächst düstere Bilanz enthält insgeheim zwei Tröstungen: Zum einen wäre scheinbar bewiesen, dass eine humanitäre Flüchtlingspolitik unmöglich, damit aber auch nicht moralisch geboten ist; schließlich kann man nur zu etwas verpflichtet sein, was auch leistbar ist. Zum anderen schiene es möglich, in jene Zeit zurückzukehren, als das Böse noch geholfen hat, als Europa einen Schutzring von Diktatoren stützte, finanzierte, mit Waffen belieferte, der dem reichen Kontinent die Armen vom Hals hielt. Assad heißt jetzt Erdoğan, sonst ist alles wie gehabt.

Ein geschlossener Ring aus Diktaturen um Europa – das ist nichts als Träumerei

Dieser düstere Trost erklärt auch, dass ausgerechnet jene konservativen Kritiker von Merkels Flüchtlingspolitik, die sonst kaum Probleme mit dem Hofieren von Despoten haben – russischen oder arabischen –, nun so laut aufjaulen, als arbeiteten sie für Amnesty International. Dieselben Leute avancierten auch schon für zwei Januarwochen zu kämpferischen Feministen – damals, als die Attacken auf Frauen die Willkommenskultur widerlegen halfen.

Allerdings ist die These vom politisch-moralischen Zusammenbruch der Merkelschen Flüchtlingspolitik so voreilig, wie die Hoffnung auf eine Renaissance der alten Realpolitik trügerisch ist. Als Kriterium für ein Scheitern des Türkeiabkommens kann weder das Schicksal der Kanzlerin noch das von Böhmermann oder Erdoğan dienen, nicht mal die demokratische Entwicklung der Türkei sagt etwas darüber aus, sondern allein, wie es mit den Flüchtlingen weitergeht:

• Bezahlt die EU die Türkei dafür, dass sie Fluchtbewegungen unterdrückt, oder dafür, dass sie Syrern ein humanes Warten auf einen Flug in die Zukunft ermöglicht?

• Wird die EU auch noch Flüchtlinge aufnehmen, wenn das Kontingent der zugesagten 72 000 erschöpft ist, und werden dann neue Kontingente geschaffen, auch für Afghanen und Iraker? Oder ist bald Schluss, und die Türkei schreckt, schiebt und schottet im Auftrag der EU ab?

• Werden Syrer in großer Zahl dauerhaft an der Flucht in die Türkei gehindert, oder werden sie allmählich hereingelassen, registriert und nach Europa gebracht?

All das kann man noch nicht sagen. Im schlechteren Fall wäre Merkel mit ihrer These widerlegt, dass sich auf humane Weise, mit einem fairen und legalen Angebot an die Flüchtlinge das Chaos und die Schlepperkriminalität eindämmen lassen. Im besseren Fall würde das Türkeiabkommen zum Muster für Italien, wohin sich derzeit zahllose Flüchtlinge von Libyen aus aufmachen.

Wie sich die Kanzlerin in der Causa Böhmermann verhalten hat, das war zweifellos falsch. Nur beweist der Kotau aus Versehen mitnichten, dass ihre Flüchtlingspolitik auch falsch ist.

Doch selbst wenn diese Politik moralisch und politisch kollabierte, sollte niemand hoffen, dass Erdoğan oder sonst wer die Europäer dauerhaft vor den Zumutungen ihrer südlichen Nachbarschaft bewahren könnte. Ein geschlossener Ring aus Diktaturen – das ist nichts als Träumerei.

Auch die in Europa neu errichteten Zäune sind, das zeigt sich in diesen Tagen, bloß Stahl gewordene Wünsche. Schon suchen sich andere Flüchtlinge andere Routen, nutzen das bessere Wetter, ertrinken wieder im Meer – und lassen sich trotzdem nicht dauerhaft abschrecken. Jetzt errichtet Österreich bereits am Brenner, einer der meistbefahrenen Straßen der Welt, eine Grenzsicherung. Vor Kurzem sollte für die nationalen Grenzen auf dem Balkan noch Griechenland geopfert werden, wo sich ohne das Türkeiabkommen heute die Flüchtlinge endlos stauten.

Nun soll sogar Italien zum Pufferstaat degradiert werden. Der Grenznutzen solcher Grenzen scheint binnen weniger Wochen erreicht, weil sie den Verkehr in der EU nachhaltiger lähmen werden als den Zuzug der Flüchtlinge aus Libyen oder Syrien.

Keine Ordnung ohne Fairness – der einzige Realismus liegt derzeit offenbar im Humanitären.

www.zeit.de/audio

ISLAM UND AFD

Selber schuld!

Islamisten, die Hass und Demokratiefeindlichkeit predigen, werden bei uns zu wenig kritisiert. Das nützt den Rechten **VON EVELYN FINGER**

Nichts ist bequemer, als sich über Populisten zu empören. Gerade machen sie es uns wieder leicht. Zwei Frontleute der AfD erklärten den Islam für unwillkommen: Er sei mit dem Grundgesetz unvereinbar, sagte Beatrix von Storch in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Einen Euro-Islam gebe es gar nicht, ergänzte Alexander Gauland. Also: Der Islam gehört nicht zu Deutschland und auch nicht zu Europa. Hatte irgendwer etwas anderes erwartet von der AfD?

Trotzdem prangerten CDU und SPD – nebst allerhand Zeitungskommentatoren – das Offensichtliche an. Pflichtgemäß nannten sie die neue Partei xenophob, töricht, brandgefährlich, radikal. Namentlich die Positionen der AfD zum Islam seien grundgesetzwidrig. So der Religionsbeauftragte der CDU/CSU in der *Welt,* und er hat wohl recht. Das hilft aber nicht gegen den Erfolg der AfD. Vor allem: Es erklärt ihn nicht.

Ihr lasst uns allein im Kampf für den liberalen Islam, klagen Muslime

Ist es wirklich zu viel verlangt, dass deutsche Meinungsführer nach den tieferen Gründen einer grassierenden Islamophobie fragen – und danach, warum sie bei vielen Menschen verfängt? Die beiden Positionen, die sich im Streit über den Islam stets wiederholen, lauten: Der böse Islam ist der Aufklärung unzugänglich. Gegenposition: Der arme Islam wird missbraucht. Die demotauglichen Schlussfolgerungen lauten: Der Islam muss raus! Nein: Der Islam muss rein!

Beides ist Unsinn. Kommt man den Islamrausschmeißern mit dem Argument, die meisten Muslime in Europa seien alles andere als Demokratiefeinde, sagt die AfD: Okay, Muslime gehören zu Europa, aber nicht der Islam. Knallt es aber im Namen Allahs, rufen die Islamverteidiger: Daran ist auf keinen Fall der Islam schuld, Islamismus hat nichts mit dem Islam zu tun. Das ist als Ideologiekritik ungefähr so überzeugend wie die Behauptung, die Gulags hätten nichts mit dem Kommunismus zu tun. Und es ist gegen Populisten so wirkungsvoll wie gegen Neonazis die Ausklammerung ihrer ideologischen Beweggründe vor Gericht. Etwas mehr Mut in der Islamdebatte könnte da helfen.

Dass in Europas Moscheen ein konservativer Mainstream existiert, der anschlussfähig ist für Demokratiefeinde, das beklagen meist nur einzelne Islamwissenschaftler, die selbst Muslime sind. Dass europäische Imame, die ihre Vorgaben aus der Türkei oder Saudi-Arabien bekommen, mit der Trennung von Religion und Staat ein Problem haben, sagen auch fast nur Muslime. Es ist bitter, wenn muslimische Islamkritiker, von denen einige bei uns unter Polizeischutz leben, uns anderen vorwerfen: Ihr lasst uns im Kampf für den liberalen Islam allein.

Am Freitag nach den Anschlägen auf *Charlie Hebdo* hieß es in großen europäischen Moscheen: Mord im Namen Allahs sei völlig inakzeptabel, doch wer den Propheten so beleidige, dürfe sich nicht wundern. Nichtmuslimische Journalisten wehrten sich daraufhin gegen den Nachdruck von Karikaturen: Man dürfe Gläubige nicht beleidigen. Einige von ihnen hatten aber nichts dagegen, Christen zu beleidigen.

Wer den Islam derart verteidigt, ist an der AfD selbst schuld. Er unterstützt Populisten, die dann über doppelte Standards und politische Korrektheit jammern. Wollen wir ihnen weiter Argumente liefern? Unvergessen jenes Wochenende 2014, als der »Islamische Staat« 50 000 Menschen aus Mossul vertrieb. Damals erregten sich deutsche Zeitungen nicht zuerst über den IS, sondern über einen verunglückten Islamkommentar des Vize-Chefredakteurs der *Bild am Sonntag*, Nicolaus Fest. Der hatte geschrieben, der Islam sei ein Integrationshindernis. Das zu sagen war in islamophoben Zeiten vielleicht falsch. Aber war es das Wichtigste?

Nichts ist leichter, als sich über Islamophobie aufzuregen. Nichts ist schwerer, als die Meinungsfreiheit auch beherzt gegen konservative Muslime zu verteidigen. Warum tun wir es so selten? Wir fragen nicht, wo in Europas Moscheen gegen die Freiheit gepredigt wird und wie man das mit den Mitteln des Rechtsstaates unterbindet. Wir sagen: Der Islam gehört zu Deutschland. Das ist nicht genug.

Denn: Ein freiheitsfeindlicher Islam, gar ein militanter Islamismus gehören nicht toleriert. Die Religionsgemeinschaften und – angesichts des Dschihad – ganz besonders die Muslime müssen die Selbstaufklärung ihrer Religion betreiben. Aber die Nichtmuslime müssen ihnen beistehen. Gegen die Islamophoben und gegen die Islamisten erst recht.

www.zeit.de/audio

KREUZ & QUER

Bartianer

Falls es mit dem Start-up in Mitte nicht klappt, macht der extravagante Berliner jetzt Karriere bei den Streitkräften. Der üppige Vollbart, ohne den kein Hipster Hipster wird, zählt neuerdings zur Ausrüstung: »Schützt vor Kälte, Sonne, Wind und ist immer am Mann«, heißt es auf der offiziellen Facebook-Seite der Bundeswehr. Abgebildet ist ein Soldat in typischer Tarnkleidung, der neben Mütze und Maschinengewehr einen rötlichen Vollbart trägt. Früher ging Bart beim Bund gar nicht. Der Rekrut hatte sich glatt zu rasieren. Doch Gepflogenheiten ändern sich. Eine genaue Länge sei nicht definiert, schreiben die Social-Media-Soldaten. Gemäß gültiger Vorschrift müsse der Bart lediglich gepflegt und gestutzt werden. Es liegt demnach im Ermessen des Disziplinarvorgesetzten, ob der Bartianer nur gestutzt oder gleich degradiert wird. **HANNES LEITLEIN**

Kleine Fotos (v. o. n. u.): David Klammer/laif; Shutterstock; Can Stock Photo [M]; Katharina Ebel/KNA

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
Fax 040 / 42 23 70 90,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DKR 47,00/FIN 7,30/NOR 61,00/E 5,90/
Kanaren 6,10/F 5,90/NL 5,10/
A 4,80/CHF 7.30/I 5,90/GR 6,50/
B 5,10/P 5,90/L 5,10/HUF 1990,00

Nº 18
71. JAHRGANG C 7451 C

4 190745 104708 18

**Prost!
Ein A bis Z
über Religion und Bierkonsum**
SEITE 5

Christ & Welt
WOCHENZEITUNG FÜR GLAUBE, GEIST, GESELLS

21. APRIL 2016
18
Rheinischer MERKUR

IHR MOTIV:
SAHRA WAGENKNECHT

Das Herz krampft links?

Da fragen sich nicht nur die Genossen: Was hat sie sich nur dabei gedacht? In einem Interview mit dem »Berliner Kurier« äußerte sich Sahra Wagenknecht, die linke Oppositionsführerin im Bundestag, vor einiger Zeit über die verloren gegangene Willkommenskultur in einer Weise, die man eher vom anderen politischen Spektrum gewohnt ist. Die Flüchtlingskrise habe gezeigt, so Wagenknecht, dass es »Kapazitätsgrenzen und Grenzen der Aufnahmebereitschaft der Bevölkerung« gebe. Bundestagsmitglieder warfen Wagenknecht darauf eine Nähe zur AfD vor, was Wagenknecht wiederum als empfindliche Kränkung ihres links schlagenden Herzens empfand. Dabei kann von einer Kränkung mitnichten die Rede sein. Einerseits ist Wagenknechts Satz für sich genommen nicht anstößig, sondern höchstens banal, und andererseits besteht Wagenknecht darauf, dass sie bereits vor Franziskus, Joan Baez und dem mit Blümchen auf jeden Flüchtling am Bahnhof wartenden Bodo Ramelow im Jahr 2011 »offene Grenzen für alle Menschen« gefordert habe. Dass die »offenen Grenzen« das Gegenteil einer »begrenzten Aufnahmefähigkeit« sind, können aber nur die für einen Widerspruch halten, die beim Wort »Dialektik« den Fremdwörter-Duden zücken. Tatsächlich machen sich Wagenknecht und die Linkspartei 2016 berechtigte Sorgen um die armen Deutschen, die 2011 noch rot waren und heute bräunlich denken. Da muss man aber nicht gleich den politischen Herzinfarkt vermuten, bei dem der rechte Arm zu schmerzen beginnt, wenn sich links etwas zusammenkrampft. *Raoul Löbbert*

Es ist Kirche, und keiner geht hin

Still und leise ist eines der größten Projekte von Protestanten und Katholiken zu Ende gegangen: Die »Woche für das Leben« wird jedes Jahr mit Aufwand vorbereitet, aber findet nicht einmal unter den Gläubigen Widerhall. Hier wird ein Thema verschenkt, findet WOLFGANG THIELMANN

Unbemerkt von der Öffentlichkeit ging jetzt eine der großen Aktionen beider Kirchen zu Ende: Die »Woche für das Leben«. Sie handelte diesmal von alten Menschen jenseits der 80, von denen also, die überproportional in den Kirchen zu finden sind, und davon, was Demografen inzwischen die vierte Lebensphase nennen. Zur Eröffnung eilten die Repräsentanten der Kirchen nach Mainz und zogen zum Glockengeläut in den Dom ein. Reinhard Kardinal Marx aus München verlor den hehren Satz, dass das Altern nicht nur die Familien verpflichte, sondern die ganze Gesellschaft. Ulrich Lilie, der Präsident der evangelischen Diakonie, schimpfte, die Gesellschaft stelle sich ein Armutszeugnis aus, wenn Menschen aus Angst vor Einsamkeit ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Dann lobten die Kirchenoberen, schließlich war das Fernsehen da, das neue Schreiben des Papstes. So verschenkt man ein wichtiges Thema.

Die »Woche für das Leben« wird schon seit 25 Jahren begangen. Seit 22 Jahren beteiligt sich auch die evangelische Kirche. Die Woche ist eines der größten gemeinsamen Projekte beider Kirchen. Doch so, wie beide es angehen, wirkt es unüberzeugt und uninspiriert. Und es bleibt ohne Konsequenz.

Nicht, dass es an Einsatz fehlte. Hauptamtliche Zuständige bei der Evangelischen Kirche in Deutschland und bei der katholischen Deutschen Bischofskonferenz leisten gute Vorarbeit. Es gab einen Vorbereitungsausschuss und ein aufwendiges Vorbereitungsheft mit dem rätselhaften Untertitel »Dir, Herr, in die Hände«, vielen klugen, schwer zu lesenden Beiträgen und einem Gottesdienstentwurf. Und es gab die zentrale Eröffnung mit der A-Prominenz beider Kirchen wie auch Auftaktgottesdienste zum Thema in Bistümern und Landeskirchen. Bischof Gregor Maria Hanke aus Eichstätt setzte sich zur Erheiterung des kirchlichen Publikums die Schlierenbrille auf, die ihm zeigen sollte, wie der 62-Jährige die Welt in 20 Jahren sieht, wenn Makuladegeneration und Grauer Star die Gleitsichtgläser überfordern. In München soll es eine Ausstellung zum Thema »Glück kennt kein Alter« für unspezifische Zielgruppen gegeben haben mit schönen Bildern, weil die Medien schon genug grauenhafte zeigen. Die Katholische Nachrichten-Agentur verbreitete Pflichtmeldungen, der Evangelische Pressedienst ebenso. Das Internetportal Katholisch.de der Deutschen Bischofskonferenz setzte die Woche in Szene, sein Gegenüber Evangelisch.de zitierte den Evangelischen Pressedienst.

Was weiter passierte, darüber wissen die Kirchen augenscheinlich wenig. Weil jedes Jahr ein neues Thema verabredet wird, kann sich die »Woche für das Leben« am Ort auf keine Vorbereitungsgruppen stützen. Gemeinden beschweren sich, dass das Material zu spät für die Planung eintrifft. Die Kirchen sind selten kampagnenfähig, noch seltener, wenn sie gemeinsam handeln. Bei der Evangelischen Kirche in Deutschland wurde die Internetseite der »Woche für das Leben« seit 2010 – da lautete das Thema »Gesunde Verhältnisse« – nicht mehr aktualisiert. Offenbar überprüft auch kein kirchlicher Statistiker, ob die Vorbereitungsarbeit Erfolg bringt. Es gibt keine Information, wer sich daran beteiligt hat. Fündig wird man schließlich beim Sozialwissenschaftlichen Institut der evangelischen Kirche. Das hat Gemeinden nach dem Projekt befragt. Die »Woche für das Leben« ist auch nach 22 gemeinsamen Jahren die unbekannteste der großen kirchlichen Kampagnen. Fast ein Fünftel der Pfarrer gibt an, nichts von ihr zu wissen. Unter haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern kennt die Hälfte das Projekt nicht, unter Kirchenvorständen sind es sogar zwei Drittel. Im Schnitt ist die Woche 54 Prozent der Engagierten unbekannt. Welche öffentliche Wirksamkeit soll ein Projekt entfalten, wenn es nicht einmal den eigenen Leuten vertraut ist? Offenbar verspielen es die Kirchen seit Jahren, ihre eigenen Gemeinden für die Aktion zu gewinnen. Befunde wie dieser, sagt das Sozialwissenschaftliche Institut, »deuten auf eine große Distanz zwischen den zentralen kirchlichen Instanzen und den Kirchengemeinden«. Stell dir vor, es ist Kirche, und keiner geht hin.

Kenner verweisen auf die schwierige Geburtsgeschichte der Aktion. Die »Woche für das Leben« soll entstanden sein, als der konservative Fuldaer Erzbischof Johannes Dyba für die im Mutterleib getöteten Kinder die Domglocken läuten wollte. Dann nahm sich die Bischofskonferenz des Themas an, zusammen mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Vor der Bischofskonferenz im Herbst 1991 sagte deren Vorsitzender, der Mainzer Bischof Karl Lehmann – er wird auf der kommenden Seite gewürdigt –, die Aktion strebe eine »umfassende Mobilisierung der Basis« an. 1994 stieg die evangelische Kirche ein und das Zentralkomitee aus, denn es hat kein evangelisches Gegenüber. Und alle Beteiligten freuten sich, dass sie die Aktion auf das Leben vom Beginn bis zum Ende ausweiten konnten. Denn der Protest gegen die Tötung ungeborener Kinder liegt fest in der Hand traditionalistischer bis rechter Gruppen.

Doch offenbar dachte niemand daran, wie man die Breite der Gemeinden für ein Projekt gewinnt und die Gesellschaft erreicht, wenn man es den Konservativen aus der Hand gewunden hat.

BRIEF AN MEINEN SOHN

Dein Freund, die Maschine

Was Roboter alles schon können und was nicht VON PETRA BAHR

Können Roboter weinen?« So eine Frage, mein Schatz, morgens um sieben, die Wissenschaftler auf der ganzen Welt umtreibt. Da habe ich mir bei Dir Bedenkzeit ausgebeten. Die ist jetzt abgelaufen. »Wie kommst Du denn auf diese Frage?«, war meine Antwort. Mütter suchen ja immer einen Grund bei allem. »Nur so.« Aha, denke ich. Vielleicht liegt es an Furby, diesem eulenartigen Plüschknäuel mit pinkfarbenen Streifen. Furby ist ein ziemlich lernfähiges Haustier. Es kann mittlerweile fluchen, zählen und singt Deine Lieblingslieder. Du hast ihm alles beigebracht.

Und wenn Du ihn überforderst, sagt er »Bin müde« und macht die Augen zu. Du redest mit einer Maschine, wie Deine Klassenkameraden, und ich mache sogar manchmal mit, weil Furby gar nicht aussieht wie R2-D2 aus »Star Wars« oder ein kalter Eisenmensch. Furby ist kuschelig. Und wenn er nervt, schaltet man ihn einfach ab. Vielleicht verdanke ich Deine Frage auch Siri, der klugen Dame, mit der Dein Vater manchmal redet. Die Stimme aus dem Mobiltelefon tut so, als hätte sie auf alles eine Antwort. Diese Antworten sind manchmal sehr lustig. Siri versteht jede Menge, aber auch mindestens so viel falsch. Mitleid oder Tränen hat Siri aber bis jetzt noch nicht geäußert. Trotzdem: Roboter können viel. Sie können sehr schnell lernen, nehmen in Sekundenschnelle das Wissen über die Welt in sich auf und reimen sich eine neue Welt zusammen. Roboter können rechnen, Musik komponieren, medizinische Diagnosen treffen, Luftsprünge machen, Gespräche belauschen, tanzen, Fußball spielen und Menschen aus tiefen Höhlen retten. Roboter können sogar untereinander sprechen. Ziemlich unheimlich, finde ich.

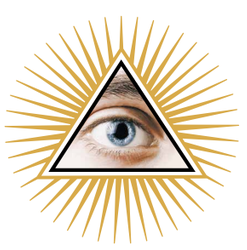
Gefühle haben können sie aber nicht. Jedenfalls noch nicht. Sie haben kein Herz. Sie können einen nicht lieben, sie können auch nicht leiden. Aber sie können Gefühle nachmachen. Sie lachen dann, wenn jemand etwas Nettes sagt, und schimpfen, wenn sie böse behandelt werden. Sie imitieren uns, weil Menschen sie so programmiert haben. So wie Du Furby beigebracht hast, Hamburger mit Käsesocken als Lieblingsessen zu nennen. Vielleicht können Roboter bald auch Flüssigkeiten absondern. Dann sieht es aus wie Weinen. Aber mitleiden können sie nicht. Hunger haben sie nicht. Schlafen müssen sie nicht. Schmerzen haben sie nicht. Wenn sie den Menschen ähnlicher werden, werden wir vielleicht neu darüber nachdenken, was es bedeutet, dass Menschen weinen und Roboter nicht.

Petra Bahr leitet die Abteilung Politik und Beratung der Konrad-Adenauer-Stiftung. In ihrer Kolumne beantwortet sie Fragen ihres achtjährigen Sohnes über die Welt und Gott.

Fotos: Dominik Butzmann/laif; Shutterstock; Can Stock Photo [M]

Ist da oben jemand?

Der Journalist Tillmann Prüfer und die Moderatorin Bärbel Schäfer ringen mit ihrem Glauben und suchen nach Gott. Können sie ihn finden? GROSSAUFNAHME SEITEN 3 & 4



EDITORIAL

Ein Bild, ein Satz, kein Wunder

War Tilmann Riemenschneider ein protestantischer Künstler? Der Einspruch eines Lesers VON RAOUL LÖBBERT

Vor einigen Wochen stellte Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung, in der Kolumne »Ein Bild, ein Satz, ein Wunder« seine Lieblingskunstwerke vor, darunter auch Tilmann Riemenschneiders »Beweinung in Maidbronn«. Dabei bezeichnete er Tilmann Riemenschneider als »protestantischen Künstler«. Kurz darauf schrieb uns ein aufmerksamer Leser aus Würzburg: »Wir kennen hier Riemenschneider ganz gut.« In vielen Büchern und Schriften werde immer wieder gesagt, dass Riemenschneider zeit seines Lebens dem katholischen Glauben treu geblieben sei.

Evangelisch? Katholisch? Schwer zu beantworten zu Luthers Zeiten.

»Ob Sie einmal Herrn Krüger fragen, woher er sein Wissen genommen hat?« Dieser Aufforderung kamen wir gerne nach. Intensive historische Recherchen waren die Folge, während derer gleich mehrere Museen und Fachleute für eine fundierte Expertise von der Bundeszentrale zurate gezogen wurden. Diese stellt fest: »Die Frage ist, wie bei vielen Zeitgenossen Luthers, komplex. Richtig ist, dass Würzburg, wo Riemenschneider lebte, wirkte und begraben wurde, in und nach der Reformationszeit katholisch geblieben ist.« Riemenschneider selbst habe aber Aufträge von Gemeinden und Anhängern beider Konfessionen angenommen. »Unter seinen Kunstwerken finden sich solche, die als protestantisch gedeutet werden, andererseits auch Marienkrönungsszenen. Im Bauernkrieg schlug Riemenschneider sich dann als einer von sieben Stadträten Würzburgs auf die Seite der Bauern und stellte sich gegen den Fürstbischof. Aus seinem Engagement für den ›kleinen Mann‹, für das er mit Festungshaft bezahlte, wird häufig seine Nähe zur Reformation geschlossen.«

Auch wenn es Experten gebe, die sagten, dass bei seinem Engagement die Religion nur eine untergeordnete Rolle gespielt habe. »Eine Korrektur«, so die Bundeszentrale für politische Bildung, »wäre also dahingehend zu empfehlen, dass sich die (innere) Konfessionszugehörigkeit Riemenschneiders nicht eindeutig belegen lässt, auch wenn sein Wohnort darauf schließen lässt, dass er faktisch Katholik geblieben ist.«

Karl Kardinal Lehmann hat sich als Vorsitzender der Bischofskonferenz gerne mit den Päpsten angelegt.

Das Schwergewicht

Karl Kardinal Lehmann führte das Mainzer Bistum fast 33 Jahre lang. Vieles, was Papst Franziskus nun amtlich macht, wurde von ihm schon vor Jahren angeregt

VON ANDREAS ÖHLER

Der Wegweiser muss nicht den Weg gehen, den er weist«, heißt ein altes philosophisches Bonmot. Doch bei Karl Kardinal Lehmann ist es genau umgekehrt: Er schritt Wege ab, die ihm niemand vorgegeben hat, allerhöchstens sein Gewissen, in keinem Fall aber die beiden Vorgängerpäpste von Franziskus. Vor allem Benedikt XVI. hat ihm manchen Stein in den Weg gelegt, wenn nicht gar Wege verbaut.

Wenn Kardinal Lehmann am 16. Mai mit Vollendung seines 80. Lebensjahrs seinen Ruhestand antritt, geht mit ihm ein Bischofstypus, der für viele moderne Katholiken mit seiner jungen Art zu denken ein geistiges und geistliches Refugium bot. Die Zu-früh-Gekommenen sind nicht gerne gesehen. Ein Beispiel: Am 10. Juli 1993 gaben die drei Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Oskar Saier (Freiburg), Walter Kasper (Rottenburg-Stuttgart) und Karl Lehmann (Mainz), einen Hirtenbrief heraus mit dem Titel: »Zur seelsorglichen Begleitung von Menschen aus zerbrochenen Ehen, Geschiedenen und Wiederverheirateten Geschiedenen«. Dort kam bereits die heute wieder so umkämpfte Teilnahme an den Sakramenten zur Sprache,

Ein Anti-Eiferer vor dem Herrn

nicht verdruckst, sondern offen und klar. Die drei Bischöfe plädierten dort für eine Prüfung der Einzelfälle. Man dürfe, so steht es im Text, hier keinen »Alles-oder-nichts-Standpunkt« vertreten. Da das kirchliche Recht nur eine allgemeingültige Ordnung aufstellen könne, dürfe es nicht alle oft sehr komplexen einzelnen Fälle regeln. Ziel eines solchen seelsorgerischen Gespräches solle die Hinführung der wiederverheirateten Geschiedenen zur aktiven Teilnahme am Leben der Gemeinde sein. Um Versöhnung im Geiste Jesu Christi ging es den drei Bischöfen damals, nicht um »billige Gnade«. Es komme darauf an, »weder übertriebene Strenge noch schwächliche Nachgiebigkeit« walten zu lassen. Jedenfalls wurde klargemacht: »Sie gehören zu uns. Keinesfalls darf man diesen Menschen die reale Möglichkeit des Heils einfach absprechen.«

Die Strenge hat zunächst gesiegt. Kurienkardinal Ratzinger wies damals die drei Verfasser des Hirtenbriefes heftig zurecht. Und damit nicht genug: Als Chef der Glaubenskongregation untersagte er allen geschiedenen Katholiken, die wieder geheiratet hatten oder in einer eheähnlichen Gemeinschaft lebten, strikt, die Kommunion zu empfangen. Und damit nicht genug. Der Glaubenspräfekt brachte auch Papst Johannes Paul II. hinter sich, der sich im Umgang mit umstrittenen Lehrmeinungen hinter den Chef der Kongregation stellte und die aufmüpfigen Bischöfe 2001 mit einem »blauen Brief« maßregelte. Lehmann war da inzwischen – aus Beschwichtigungsgründen? – zum Kardinal erhoben worden, er leitete das Schreiben, in dem der Papst auf Ratzingers Brief über die wiederverheirateten Geschiedenen und das päpstliche Schreiben »Dominus Jesus« verwies, an alle Bistümer weiter, anstatt sich wegzuducken. Doch es half nichts: Diese Messe war gesungen.

Was geht in dem damals so Zurückgewiesenen vor, wenn er heute sieht, dass seine Saat aufgegangen ist? Ist da Genugtuung, wenn er noch erleben darf, dass sein ehemaliger Mitstreiter Walter Kardinal Kasper nun zum engsten Berater von Papst Franziskus wurde und der Geist des Hirtenbriefes von damals das Schreiben »Amoris laetitia« maßgeblich prägte? Gelang nun etwas im Vatikan, was die deutsche Linke nach 1968 mit der Doktrin Mao Tse-tungs in der Bundesrepublik betrieb, der »lange Marsch durch die Institutionen«? Die konservativen Bischöfe, die jede Liberalisierungsbewegung als Unterwanderung auslegen, mögen das so sehen. Doch einen Denker wie Karl Lehmann dürfte das nicht anfechten. Obgleich solche Niederlagen niemals spurlos an einem Menschen vorbeigehen, da kann er noch so fest in seinem Glauben verankert sein.

Kardinal Lehmann war der Sisyphos unter den deutschen Bischöfen. Unermüdlich rollte er seinen ihm zugelosten Stein den Felsen Petri hinauf. Als die katholische Kirche in Deutschland aus der Schwangerschaftskonfliktberatung aussteigen musste, gründete Lehmann im Januar 2001 in seinem Bistum die Initiative »Netzwerk Leben«. Er ließ niemanden allein.

Der geistliche Würdenträger aus Mainz ist ein Kirchenlehrer, dessen Blick sich nicht auf die Dogmengeschichte seiner Konfession beschränkte. Der gebürtige Sigmaringer blickte neugierig in den Nachbarort Meßkirch, wo in seiner Waldeinsamkeit der Existenzphilosoph Martin Heidegger sinnierte, und er promovierte über ihn mit dem Thema: »Vom Ursprung und Sinn der Seinsfrage«. Dass er als wissenschaftlicher Assistent des großen Theologen und katholischen Sozialethikers Karl Rahner arbeitete, prägte auch seine seelsorgerische Arbeit. Geistige und soziale Berührungsängste waren und sind dem wohl intellektuellsten lebenden Klerikalen neben dem Ex-Papst Benedikt XVI. fremd: Als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz prägte er den Fortgang der Ökumene maßgeblich. Vielen seiner Kollegen ging er auch da zu weit, aber er ist diesen Anfeindungen immer mit einer offenen Freundlichkeit und einer aufmerksamen Zugeneigtheit begegnet, selbst gegenüber Gegnern. In erhitzten Debatten auf Podien und in Talkshows verbreitete er oft eifrig Ruhe, dieser große Anti-Eiferer vor dem Herrn.

Katholiken, denen der Fortschritt in ihrer Kirche zu schleppend voranging, als es noch keinen Papst Franziskus gab, sahen in Kardinal Lehmann auch ein liberales Aushängeschild, das die Rückschritte verbrämte. Gerade in Zeiten, als der mächtige Kardinal Meisner zu Köln – Lehmanns Antipode – mit der Rückendeckung Benedikts XVI. den Kurs der Deutschen Bischofskonferenz dominierte, glichen der Mainzer Kardinal und sein Freiburger Kollege Robert Zollitsch tragischen Figuren, wie sie in einem alten Bauernkriegslied besungen werden: »Geschlagen ziehen wir nach Haus, die Enkel fechten's besser aus.«

Im 75. Lebensjahr reichte der 87. Nachfolger des heiligen Bonifatius auf dem Mainzer Bischofsstuhl seinen Rücktritt ein, doch Papst Benedikt XVI. nahm dieses Gesuch nicht an. Fürchtete er, dass ihm dann ein ebenbürtiger Kirchendogmatiker und streitbarer Gelehrter abhandenkommen könnte? Die Dialektik des Herrn geht manchmal seltsame Wege. Auch dass Lehmann noch unter Papst Johannes Paul II. im Jahre 2001 zum Kardinal ernannt wurde, nachdem ihm 1983 die Bischofswürde zuerkannt worden war, zeigt, dass Karol Wojtyla an diesem volksnahen und leutseligen Geistlichen auch seine Freude hatte.

Das Spiel dürfte erlaubt sein, zu fragen, was wäre, wenn Kardinal Lehmann früher schon unter einem Papst Franziskus hätte agieren können. Hätte er dann eher die Rolle des Glaubenshüters wahrgenommen, wie einige jüngere Bischöfe, die sich als Antipoden zu Franz verstehen und sich nach der Ära Benedikt zurücksehnen? Von Bischof Franz-Josef Overbeck und den Kardinälen Rainer Maria Woelki und Reinhard Marx einmal abgesehen, setzen die Bischöfe der neuen Generation eher auf eine spirituelle Erneuerung des katholischen Glaubens als auf eine diskursive Auseinandersetzung mit kirchlichen Dogmen. Den Glauben tragen, nicht hinterfragen, zelebrieren statt diskutieren: Die kritische Generation tritt aus Altersgründen ab. Es ist nicht ohne Ironie, dass die letzte intelligente Revolte-Empfehlung von einem 93-Jährigen, dem ehemaligen französischen Widerstandskämpfer Stéphane Hessel, verfasst wurde.

Der Mainzer Kardinal war kein Enfant terrible der katholischen Kirche. Das wäre eine Mystifizierung, gegen die er sich zu Recht wehrt. Seine Kunst besteht darin und sein Vermächtnis ist, die katholische Lehre auszudeuten zugunsten der Menschen und dadurch Freiräume auszuschöpfen. Immer wissend, dass die Regeln für den Gläubigen und nicht der Gläubige für die Regeln da sein sollte. Dieser im Grunde banalen Erkenntnis waren sich viele Katholiken in der Ära Meisner und Benedikt XVI. nicht mehr ganz so sicher. Unter Eiszeitbedingungen war der besonnene Kardinal aus Mainz ein Wärmestrahler.

Unter Franziskus erlebt der scheidende Kardinal nun eine reiche Ernte, Früchte des Zorns sind in ihm nie aufgegangen. Dass er nicht in Bitternis verfiel oder in Zynismus, sondern auslotete, was möglich war, macht ihn zu einem Sympathieträger seiner Kirche.

Wahrhaftigkeit kann kein Kirchenfürst für sich in Anspruch nehmen, aber Glaubwürdigkeit kann er anstreben. Die bewies der Kardinal in der prekärsten Phase seiner Kirche 2010, als die Missbrauchsfälle ruchbar wurden. Er war es, der sehr schnell zu einem Ende der Kumpanei in der Kirche und gegen das falsche Beschützen der Täter aufrief. Es habe nun keinen Sinn, mit dem Finger zuerst auf andere zu zeigen und dadurch den Anschein zu erwecken, von der eigenen Verantwortung abzulenken oder das Geschehene zu relativieren. Und den Worten ließ er Taten fol-

Für ein Ende kirchlicher Kumpanei und gegen den Schutz der Täter

gen: Mit der Verordnung zur Prävention von sexuellem Missbrauch vom Februar 2011, aktualisiert im März 2015, setzte sein Bistum verbindliche Standards für die Präventionsarbeit. In weiten Teilen lehnte sich das Bistum dabei an die entsprechenden Vorgaben der Rahmenordnung der Deutschen Bischofskonferenz an. Im November 2010 wurde im Bistum Mainz eine Koordinationsstelle eingerichtet, die kirchliche Einrichtungen bei der Umsetzung der Präventionsordnung unterstützen soll.

Seinen Boden hat er bestellt. Nun kann sich der Mainzer Ehrenbürger mit seinen acht Ehrendoktortiteln als bald 80-Jähriger wieder seinem Hobby, der Philosophie, zuwenden. Dann wird dieser große Wegbereiter und Wegbegleiter wieder auf manchen Wegweiser stoßen, der den Weg selbst niemals gegangen ist.

FRANZ & FRIENDS

Wir Papstmuslime

Wenn der Papst Flüchtlinge rettet, schert ihn nicht die Religionszugehörigkeit VON ALEXANDER BRÜGGEMANN

Die Päpste von Avignon haben einen denkbar schlechten Ruf in der Geschichte. Doch war es kein so schlechtes Leben unter dem Krummstab. Die Bewohner der päpstlichen Territorien genossen relative Steuerfreiheit. Gerade die sogenannten Papstjuden hatten im Mittelalter vergleichsweise mehr Schutz und Entwicklungsmöglichkeiten als im benachbarten Frankreich. Die Pogromstimmung im Zuge der Kreuzzüge traf die Juden im Süden weniger hart als etwa entlang des Rheins. Im Gegensatz zu den Christen konnten Juden Geldgeschäfte tätigen – und das war für die im Aufbau befindliche Papstresidenz und den Hofstaat von Avignon dringend vonnöten. In der Stadt und in der päpstlichen Grafschaft Venaissin waren jüdische Flüchtlinge also sehr willkommen.

Welchen Ruf der Papst aus Argentinien dereinst in der Geschichte haben wird, ist noch nicht ausgemacht. Die Reden vom »Papa haereticus« und dem »Papst der Barmherzigkeit« ringen noch miteinander. Jedenfalls hat Franziskus, der Papst der Gesten, am Samstag eine neue Kategorie in die Kirchengeschichte eingeführt: die Papstmuslime. Auf seinem Rückflug von Lesbos nach Rom nahm er zwölf muslimische Flüchtlinge aus Syrien in seiner Chartermaschine mit: drei Familien mit insgesamt sechs Kindern. Ihre Häuser in Syrien waren durch Bombenangriffe zerstört worden. Auf Lesbos sind sie schließlich gestrandet. Der Vatikan will für sie sorgen.

Spektakulär – eben typisch Franziskus, wollte man meinen. Aber am Ende gar nicht seine Idee, wie er auf dem Flug freimütig berichtete. Den Vorschlag hätten ihm Mitarbeiter unterbreitet. Der Papst betont, hinter der Initiative stehe »kein politisches Kalkül«; es handele sich um eine »rein humanitäre Angelegenheit«.

Und warum Muslime? Nicht der Rede wert, meint Franziskus. »Es hat keine Wahl zwischen Christen und Muslimen gegeben. Diese drei Familien hatten gültige Papiere und konnten kommen.« Den beiden christlichen Familien, die auch auf der Liste standen, hätten Dokumente gefehlt. Und am Ende: Die zwölf Muslime seien »alle Kinder Gottes«, so der Papst.

Spielen wir es mal durch: Was konnte eine moralische Instanz, ein Symbolpolitiker wie Franziskus tun, der nicht mit am Tisch sitzt, wenn in Brüssel Rückführungsabkommen und Quotenregelungen ausgehandelt werden?

Der Papst war auf Lesbos äußerst ernst, sprach angesichts des Flüchtlingselends noch eindringlicher als sonst. Beim Besuch im Lager Moria hörte er sich die Schilderungen vieler Schicksale an. Ein Mann warf sich ihm weinend zu Füßen und bat um seinen Segen. Franziskus umarmte ihn, wollte zeigen, dass Migranten »nicht Nummern, sondern Personen sind, Gesichter, Namen und Geschichten«.Wäre er einfach so wieder gefahren, wären seine Mahnungen womöglich rascher verpufft. Hätte er Christen mitgebracht – das Zeichen wäre schwächer gewesen. Indem er muslimische Flüchtlinge in den Vatikan nimmt, zeigt Franziskus, was für eine Art Karlspreisträger er ist. Und er beschämt damit all jene, die ebenfalls von einem christlichen Europa sprechen, aber in dessen Namen Zäune errichten.

IMPRESSUM

Redaktion:
Raoul Löbbert (V.i.S.d.P.)

Anschrift Redaktion:
dreipunktdrei mediengesellschaft mbH
Heinrich-Brüning-Straße 9,
53113 Bonn;
Geschäftsführer:
Theo Mönch-Tegeder
Amtsgericht Bonn HRB 18302
Telefon: (0228) 26000-128
Fax: (0228) 26000-7006
E-Mail: redaktion@christundwelt.de
Internet: www.christundwelt.de

Anschrift Verlag:
Verlag Rheinischer Merkur GmbH i.L.
Speersort 1, 20095 Hamburg
Liquidatorin: Ulrike Teschke;
Amtsgericht Bonn HRB 5299

Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, 64546 Mörfelden-Walldorf

Abonnement Deutschland:
Jahresabonnement € 244,40;
für Studenten € 153,40
Abonnementbestellung für die Sonderausgabe der ZEIT mit Christ & Welt:
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70
Fax: (040) 42 23 70 90
oder **E-Mail:** abo@zeit.de

Fotos: David Klammer/laif; Stefano Spaziani/picture alliance

»Zurück in Berlin, beschloss ich, wieder in die Kirche zu gehen. Weniger, weil ich meinte, einen Glauben gefunden zu haben. Es war eher das Gefühl, etwas suchen zu müssen.«

Fotos: Shutterstock; Can Stock Photo [M]

Ich sehe was …

Bruno Gutmann wird in Tansania verehrt wie ein Heiliger. Unser Autor ist der Urenkel des Missionars. Auf den Spuren seines Vorfahren fand er am Fuße des Kilimandscharo seine christlichen Wurzeln – und beschloss, wieder in die Kirche zu gehen VON TILLMANN PRÜFER

Ich saß in einem Gottesdienst in einer Kirche am Fuße des Kilimandscharo, als ich mich das erste Mal idiotisch dabei fühlte, nicht wirklich gläubig zu sein. Ich war zu Gast in einem Gottesdienst in der tansanischen Stadt Moshi. Ich war nicht zufällig dort, sondern auf einer Recherche über meinen Urgroßvater: Bruno Gutmann hatte mehr als 30 Jahre im heutigen Tansania als Missionar gearbeitet. Er lebte Anfang des vergangenen Jahrhunderts bei den Dschagga, einem Bauernvolk, das die Hänge des höchsten Berges Afrikas besiedelt. Er predigte in ihrer Sprache, schrieb ihre Riten, Fabeln und Gesetze nieder. Er übersetzte das Neue Testament in die Sprache der Dschagga, er baute etliche Gemeinden auf und errichtete ein Krankenhaus. Noch heute wird er bei den lutherischen Christen am Kilimandscharo wie ein Heiliger verehrt. Die Dschagga nennen Gutmann ihren »Altvater«. Ständig trifft man Menschen, die stolz berichten, jemanden zu kennen, der den großen Missionar noch gekannt habe. Zwei Wochen war ich gemeinsam mit meinen Eltern und meiner Schwester rund um den Berg unterwegs gewesen. Wir besuchten Gemeinden, wurden dreimal am Tag zu Festessen eingeladen und waren auf Hochzeiten zu Gast. Ich schrieb ein Buch über die Reise und das Leben meines Vorfahren. Was ich da noch nicht ahnte: Es würde auch mein Leben verändern.

Am Kilimandscharo machte ich eine merkwürdige Erfahrung. Ich war hier kein Fremder. Ich war hier jemand. Nur weil ich ein Nachfahre von Bruno Gutmann war, wollte der Bischof mich treffen. Und überall, wo wir mit unseren blassen Gesichtern auftauchten, gab man uns das Gefühl, es sei eine Ehre, mit uns zu reden. Nur, weil vor hundert Jahren dieser Mann hier gewesen war – und einen solchen Eindruck hinterlassen hatte, dass man noch heute davon spricht.

Die Christen, die ich traf, sprachen mich selbstverständlich als »Mr. Gutmann« an. Es war ihnen nicht vorstellbar, dass ein Nachfahre dieses großen Missionars nicht seinen Namen geerbt haben würde. Sie stimmten freudig Kirchenlieder mit mir an. Denn es war ihnen völlig klar, dass ein Nachkomme vom großen Gutmann jeden Sonntag in der Kirche singen würde und dafür auch kein Gesangbuch bräuchte, weil er das gesamte lutherische Liedgut im Repertoire haben würde. Für alle, die ich traf, stand außer Frage, dass ich ein sehr gläubiger Mensch sein müsste. Und so wurde ich behandelt.

Es hat mich in Moshi niemand gefragt, wie es mit meinen Glauben stünde. Denn der Glaube ist in Tansania überall. Zu etwa je einem Drittel leben dort Katholiken, Lutheraner und Muslime. Die Kirchen sind mehr als voll. Es werden jeden Sonntagmorgen zwei Gottesdienste abgehalten, denn einer würde für die Masse von Christen nicht genügen. Manche Kirchen sind groß wie Mehrzweckhallen.

In den Gottesdiensten wird statt Orgel Synthesizer gespielt, der Gospelchor singt und swingt. Die Leute skandieren spontan Halleluja und Amen. Es ist ein Raum voller Menschen, die großen Spaß haben. Alle teilen etwas. Und ich, der inmitten dieser Menschen saß und nicht so

»Der Gottesdienst ist voller Menschen, die großen Spaß haben.«

glauben konnte wie sie, fühlte sich als arme Sau. Bislang war ich mit meiner Lebenshaltung als Agnostiker ganz zufrieden gewesen. Gott und ich machten jeder seine eigenen Geschäfte und kamen uns dabei nicht in die Quere. Hier in dieser Kirche aber hatte jeder beste Beziehungen zu Gott. Zweihundert Leute sangen aus vollen Kehlen, alle teilten etwas – und ich war nicht Teil davon.

Nach dem Gottesdienst sprach mich ein alter Herr an. Er erzählte von Bruno Gutmann und lobte, dass er – obgleich selbst Abstinenzler – nie den Dschagga ihr Bananenbier madig gemacht habe. Der Alte sagte, wenn ich das nächste Mal Moshi besuchen würde, würde er wohl schon tot sein: »So, see you in heaven!« Wir verabredeten uns zu einem Wiedersehen im Himmel. Es schien mir in diesem Moment die allernatürlichste Sache der Welt zu sein.

Die Christen von Moshi ließen mich nicht mehr los. Wenn in Deutschland jemand sagt, er sei gläubig, vermutet man bei ihm schnell ein Defizit. Irgendetwas muss ja fehlen, wenn man Beistand beim Übernatürlichen sucht. Vielleicht hat jemand keine Freunde, schlimme Erfahrungen in der Kindheit gemacht oder so. Etwas ist schiefgelaufen. In Tansania ist es umgekehrt. Wenn man nicht an Gott glaubt, wird man von den Menschen als arme Sau angesehen. Als jemand, dem etwas fehlt. Man erntet nicht etwa Ärger und Ablehnung, sondern Mitleid. Als ich in Tansania Gemeindemitgliedern erzählte, dass zu Hause in Berlin die Kirchen mehr oder weniger leer seien, fragte mich ein Gemeindemitglied erstaunt: »Wie könnt ihr überleben? Wie schafft ihr das?« Das gab mir zu denken: Ein Bewohner eines Landes, das zu den ärmsten der Erde gehört, in dem es noch immer in manchen Regionen Hungersnöte gibt, fragt einen Bewohner eines der reichsten Länder der Erde, wie man im Westen eigentlich überlebt. Und das Erstaunlichste für mich war, dass mir die Frage in diesem Moment gar nicht surreal vorkam. Wie schaffen wir das eigentlich? Ich versuchte zu erklären, dass Menschen im Westen anders mit Traurigkeit und Problemen umgehen, dass sie Therapien machen oder zu Beratern gehen. Es klang aber wenig überzeugend. Es klang sogar ganz und gar bescheuert. Schlimmer ist nur, dass das Gegenüber dann verständnisvoll nickt. So wie jemand, der merkt, dass er seinen Gesprächspartner in arge Verlegenheit gebracht hat – und nicht noch mehr Probleme machen will.

Ich verstand plötzlich, warum bei all den Leuten, die ich in Moshi getroffen hatte, niemand dabei gewesen war, der offen von einem Leben in Deutschland träumte. Manche waren schon dort gewesen, sie lobten die Autobahn, die Eisenbahn, sogar die Eiscreme. Aber Deutschland kam ihnen wie ein Land vor, das ihnen zu kalt war, in verschiedener Hinsicht.

Zurück in Berlin, beschloss ich, wieder in die Kirche zu gehen. Weniger, weil ich meinte, einen Glauben gefunden zu haben. Es war eher das Gefühl, etwas suchen zu müssen.

Meine Gemeinde ist die St.-Thomas-Gemeinde in Kreuzberg. Sie war zu der Zeit, als mein Urgroßvater geboren wurde, eine der größten Gemeinden der Welt, mit 150 000 Mitgliedern. Heute sind es nicht einmal mehr 2000, an manchen Sonntagen ist die Gemeinde nicht einmal zweistellig in der Kirche vertreten. Die Pfarrerin hat Anfang des Jahres aufgegeben, ein neuer fester Pfarrer ist noch nicht gefunden, es gibt nur eine halbe Planstelle. Wenn der Vertretungspfarrer zum Friedensgruß aufruft, also dazu, dem Nachbarn die Hand zu reichen und zu sagen: »Friede sei mit dir«, dann findet man keinen Nachbarn, so licht sind die Stuhlreihen. Also steht man auf und gibt einfach allen im Raum die Hand. Mir fiel auf, dass ich plötzlich Menschen die Hand gab, mit denen ich sonst kaum etwas zu tun hatte. Mehrere Ältere waren dabei, Flüchtlinge, ein Obdachloser – aber niemand aus dem linksliberalen Ökosupermarkt-Milieu, mit dem ich sonst zu tun habe. Ich hatte das zuvor nie so wahrgenommen, dass ich mich in einer Großstadt wie Berlin in einer ziemlich kleinen Blase bewege. Mit Menschen, die ähnlich denken wie man selbst, ähnlich aussehen und ähnlich wählen.

Tillmann Prüfer ist Redakteur des ZEIT-Magazins.

Seither gehe ich öfter in die Kirche. Und fühle mich dort zunehmend wohler. Die Gemeinde ist ein kleiner Verein in einem großen Gotteshaus. Hier freut man sich über jeden, der kommt. Niemand überlegt, ob man dazupasst. In der Kirche singe ich Lieder. Und ich bete. Und manchmal setze ich mich auch beim Gottesdienstnachgespräch dazu und verspeise mit alten Damen zusammen ihren selbst gebackenen Kuchen. Ich gehe aus der Kirche und habe das Gefühl, es hätte mir gutgetan. Als hätte ich eine Stunde Urlaub von meinem Leben gehabt.

Nachdem ich die Kirche in Afrika erfahren hatte, fiel mir erst auf, wie weit sich mein alltägliches Umfeld von jeder religiösen Vorstellung fortbewegt hat. Es würde mir tatsächlich schwerfallen, in Gegenwart von Freunden zu beten. Ich würde fürchten, mich dafür rechtfertigen zu müssen. Dabei habe ich bei den Christen am Kilimandscharo sehen können, dass Beten das Leben einfach besser macht. Man betet dort nicht nur, um Not abzuwenden. Man betet einfach zu jeder Gelegenheit. Man dankt Gott, dass er einen gut durch den Verkehr zur Arbeit gebracht hat – und bittet ihn, dass man auch wieder gut zu Hause ankommt. In den Gebeten der Dschagga geht es ständig um Dinge, die gut gelaufen sind. Die Leute machen sich immer wieder bewusst, was sie haben – und dass auch die einfachsten Sachen nicht selbstverständlich sind. Alles, was glattgeht, hätte auch schiefgehen können. Mein Eindruck war: Die Menschen sind ärmer – und fühlen sich reicher als wir. Ich frage mich manchmal: Geht es uns eigentlich gut mit unserem Säkularismus? Haben wir den singenden und jubilierenden Menschen in Moshi etwas voraus?

Viele halten Glauben für eine Verklärung. Sogar, dass meine Kinder getauft sind, finden manche meiner Bekannten seltsam. Sie sehen darin bestenfalls rührenden Traditionalismus, andere hingegen einen Übergriff. Das ist ein Punkt, wo ich merke, dass ich mehr Christ bin, als mir bewusst war. Eltern tun heute alles für ihre Kinder. Sie lassen sie mehrere Sprachen lernen und schenken ihnen zum zehnten Geburtstag das erste Smartphone. Aber einen Glauben bekommen sie nicht. Ich frage mich, ob diese Eltern davon ausgehen, dass ihre Kinder immer so stark sein werden, dass sie nie Trost in der Religion suchen müssen. Dass sie immer alles aus sich selbst schöpfen können – und nie die Vorstellung brauchen, dass es etwas gibt, was über uns allen schwebt und dafür sorgt, dass alles gut wird – oder das Schlechte wenigstens Sinn macht. Ich bezweifle, dass Menschen, die nicht gläubig sind, deswegen unabhängiger und stärker oder glücklicher sind. Wenn es da einen Zusammenhang gäbe, dann wäre Ostdeutschland, die Region mit der welthöchsten Atheistendichte, wohl nicht das Gebiet, in dem gleichzeitig die unzufriedensten Menschen in Deutschland leben.

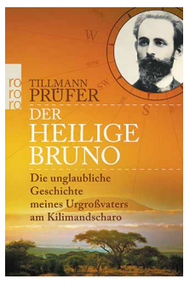
Glauben, habe ich gelernt, ist nicht einfach. Man muss stark dafür sein, sich nicht nur an das zu halten, was man sehen und messen kann. Seit mein Buch erschienen ist, habe ich etliche Lesungen gehalten. Ich bewege mich nun viel unter gläubigen Menschen, und ich bewundere sie immer mehr. Denn ein Glaube ist nicht nur etwas Abstraktes. Wer glaubt, übernimmt Verantwortung gegenüber anderen Menschen. Wer glaubt, muss zuallererst an sich selbst glauben. Und glauben hat immer auch eine Konsequenz – nicht zu glauben hat keine Konsequenzen. Vielleicht habe ich deswegen heute weniger Respekt vor Atheisten. Sie glauben nicht an Gott – aber sie glauben auch nicht an etwas anderes. Vielleicht nicht einmal an sich selbst.

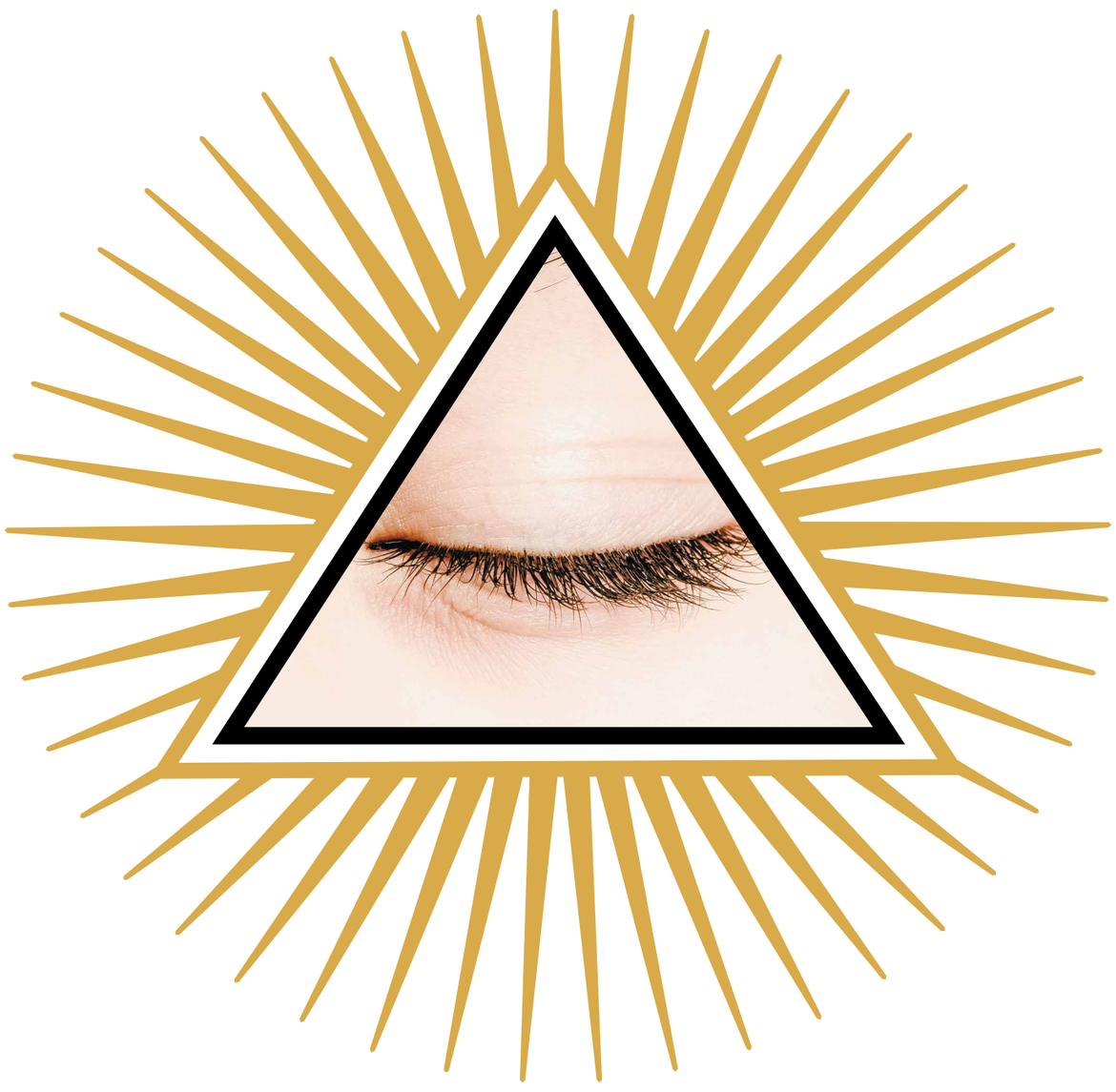
Dabei hat jeder Mensch eine spirituelle Seite – auch wenn man es nicht gerne zugibt. Schon die Neandertaler hatten Vorstellungen von einem Jenseits, als sie ihre Toten begruben. Und heute ist es nicht sehr anders. Wenn man von der leeren Thomaskirche in Kreuzberg etwas südlich geht und in die Kreuzberger Oranienstraße einbiegt, kommt man zu einem Yoga-Studio. Dort werden Gebets-Mantras gesungen, und man findet mit seiner Yogamatte kaum einen Platz. Ich glaube, dass die Menschen heute immer noch eine spirituelle Zuflucht für ihre innere Trostlosigkeit suchen. Aber sie scheinen sie nicht in ihrer eigenen Geschichte zu suchen.

Obgleich ich mich nicht als gläubigen Menschen bezeichnen kann, habe ich doch viel mit dem Glauben zu tun. Viele der Gemeinden, in denen ich aus meinem Buch lese, haben einen Bezug zu Tansania oder zur Missionsarbeit. Bei nahezu jeder Lesung lernte ich Menschen kennen, die entweder selbst Vorfahren hatten, die als Missionare tätig waren, oder sogar eine Verbindung zu meinem Urgroßvater hatten. Ich bekam Postkarten überreicht, die er geschrieben hatte, und Lebensaufzeichnungen, entfernte Verwandte aus Übersee nahmen Kontakt zu mir auf. Als ich das Buch geschrieben hatte, war mir die Zeit, zu der mein Vorfahr in der Welt unterwegs war, weit weg vorgekommen, abgeschlossen. Nun wurde sie wieder lebendig. Als hätte man eine Tür zur Vergangenheit aufgesperrt. Zu einem wirklich gläubigen Christen macht mich das noch nicht. Und doch bin ich nun Teil von etwas Neuem.

Ich war neulich wieder in der Kirche. Unser Vertretungspfarrer war nicht da. Es predigte ein Vertreter des Vertreters. Er erzählte von Pfarrer Dietrich Bonhoeffer und dessen letzten Tagen, bevor er von den Nazis umgebracht wurde. Es ging um das Thema Hoffnung. Bonhoeffer hat gesagt: »Wenn schon die Illusion im Leben der Menschen eine so große Macht hat, dass sie das Leben in Gang hält, wie groß ist dann erst die Macht, die eine absolut begründete Hoffnung für das Leben hat?« Das war das Klügste, was ich seit Langem gehört habe. Zum ersten Mal verließ ich eine Kirche und war im Leben weitergekommen. Es ist vielleicht nicht wichtig, ob ich glaube. Es ist wichtig, dass ich hoffe. Hoffnung ist gut, immer. Und für den Fall, dass es tatsächlich einen Himmel gibt, habe ich dort ja schon eine Verabredung. Ich denke mal auf ein Bananenbier.

Tillmann Prüfer: Der heilige Bruno. Die unglaubliche Geschichte meines Urgroßvaters am Kilimandscharo. Rowohlt Verlag, 9,99 Euro.





. . . was du nicht siehst

Nach dem Tod ihres Bruders erlebt die Moderatorin Bärbel Schäfer eine Sinnkrise. In ihrer Trauer beginnt sie, intensiv nach Gott zu suchen, und fragt sich plötzlich: Gibt es eine höhere Macht? VON LAURA DÍAZ

Christ&Welt: *Frau Schäfer, ist da oben denn jetzt jemand?*

Bärbel Schäfer: Mein Bruder und mein Vater sind innerhalb kurzer Zeit gestorben, das war der Anlass, mich in den letzten Monaten auf eine sehr lange und intensive Trauerreise zu begeben. Eine der Fragen war dabei auch, ob ich Trost in dieser Krise bei Gott finden kann. Aber ich konnte auf meiner Reise nichts spüren, das größer ist als wir.

C&W: *Gibt es Gott nicht, oder haben Sie ihn nur nicht gefunden?*

Schäfer: Ich glaube nicht, dass ich an der falschen Stelle gesucht habe. Ich habe versucht, mir einen Weg zu Gott zu erarbeiten, sowohl durch intensive Gespräche mit frommen Menschen als auch durch Gebete, eine Schweigewoche und viele religiöse Rituale. Ich wollte spüren, was andere spüren. Bei Kunst, bei Kreativität, beim Zugang zur Natur empfinde ich etwas. Aber Gott ist mir bei meiner Reise weder erschienen noch ans Herz gewachsen.

C&W: *Wieso haben Sie sich überhaupt auf die Suche nach Gott gemacht?*

Schäfer: Nach dem plötzlichen Unfalltod meines Bruders habe ich nach Trost gesucht, nach einer Erklärung, nach Antworten. Was, wenn mein Bruder langsamer gefahren wäre? Was aber auch, wenn Gott vielleicht auf ihn aufgepasst hätte? In dieser Trauerphase, die mich isoliert hat und durch das Leben stolpern ließ, bin ich völlig aus der Spur gefallen. Ich bin im wahrsten Sinne des Wortes verrückt. Ich brauchte eine Kraftquelle, weil ich selbst an meine Grenzen gestoßen bin. Natürlich habe ich gezweifelt, ist das jetzt vermessen, mit 50 Jahren in einer Krise anzuklopfen und zu fragen: Ist da oben jemand?

C&W: *Aber Sie stammen doch aus einer recht evangelischen Familie, sind christlich aufgewachsen.*

Schäfer: Ja, das stimmt. Ich komme aus einem Elternhaus, in dem ein Elternteil gläubig ist. Mein Vater hat seinen protestantischen Glauben gelebt, er war in der Gemeinde aktiv und hat sich beim Kirchentag engagiert. Als Kinder haben mein Bruder und ich ihn ab und zu in die Kirche begleitet. Natürlich hat er versucht, das, was ihn erfüllte, an uns weiterzugeben.

»Glauben besteht aus Widersprüchen. Viele Menschen sind in ihrem Glauben inkonsequent. Ich auch.«

C&W: *Das hat nicht geklappt?*

Schäfer: Als Kind konnte ich an einen gütigen Gott glauben. Aber als erwachsener Mensch fällt es mir schwer, Weisungen und Bittstellungen beim Herrn abzugeben. Für viele ist Gott eine Bereicherung, eine zusätzliche Emotionalität in ihrem Leben. Er ist frommen Menschen eine Hilfe und schenkt ihnen Trost, für das, was danach kommt. Auch ich spürte nach dem Tod meines Bruders diese tiefe Sehnsucht, ob es da oben etwas gibt, was mich trösten kann. Ich fand wunderbare Momente der Wärme an unterschiedlichen Orten, in der Synagoge, Kirche und Moschee. Ich habe atmosphärisch sehr viel mitnehmen können. Aber ein gläubiger Mensch bin ich nicht geworden.

C&W: *Wenn Sie nicht an Gott glauben können, woran glauben Sie dann?*

Schäfer: Ich glaube an die Menschen. An die Kraft der Liebe und des Vertrauens. In Bezug auf mein Glück oder Unglück ziehe ich aber keinerlei Verbindung zu Gott. Ich sehe es aber als ein großes Geschenk, wenn man glauben kann, auch ich bin ja in diesem Buch auf der Suche. Ich habe viele Gespräche mit gläubigen Menschen geführt und sie immer wieder gefragt: »Wie macht ihr das bloß?«

C&W: *Was haben sie Ihnen geantwortet?*

Schäfer: »Glauben ist wie Joggen, Bärbel, man fängt langsam an und irgendwann wird der kleine Sprint, die Kurzstrecke, zu einem lebenslangen gemeinsamen Lauf« war eine Antwort. Genauso wie der Rat an mich, die Suche weiterzuführen. Ich habe den Startschuss wohl verpasst.

C&W: *Dabei sind Sie vor einigen Jahren wegen Ihres Mannes zum Judentum konvertiert.*

Schäfer: Nicht nur wegen meines Mannes. Ich war und bin kein gläubiger Mensch, gehöre aber einer Religionsgemeinschaft an. Als ich meinen Mann kennenlernte, war das Judentum eine ernste Option für mich. Ich entschied mich, überzutreten, weil ich das Judentum für eine außerordentlich humanistische und dem Menschen zugewandte Tradition halte. Wir wollten beide, dass die Familie, die Kinder mit der jüdischen Religion aufwachsen.

C&W: *Konnten Sie Ihre christliche Identität einfach so abstreifen?*

Schäfer: Ich bin jetzt Jüdin. Das Christentum ist nicht mehr meine Gegenwart. Ich bin seit fünf Jahrzehnten auf diesem Planeten und jedes Jahrzehnt hat Schichten hinterlassen, wie Baumringe, die mein Leben widerspiegeln und die ich nicht löschen kann. Ich feiere mit meiner Mutter zum Beispiel weiterhin Weihnachten, aber muslimische Freunde laden mich auch zu ihrem Zuckerfest ein.

C&W: *Aber wie passt das zusammen? Sie waren Protestantin, jetzt sind Sie Jüdin, und dennoch sagen Sie, dass Sie mit Gott nichts anfangen können.*

Schäfer: Der Weg des Glaubens und der Suche nach Gott ist für mich steinig, ja, er ist auch widersprüchlich. Geprägt von Nähe und Ferne. Solange ich mich aber auf die Suche mache, denke ich, ich bin ihm verbunden, auch wenn ich nicht an ihn glaube. Wiedereintritte, zum Beispiel für einen Kindergartenplatz, eine Beisetzung oder Hochzeit, und Konversion haben oft pragmatische Gründe, nicht alle sind tiefgläubige Menschen.

C&W: *Der Publizist Henryk M. Broder bezeichnet Sie als Lifestyle-Jüdin.*

Schäfer: Jeder hat seinen Weg, den er geht in seiner Beziehung zu Gott. Jeder muss sich seinen Weg erarbeiten. Das ist mein Weg. Andere gehen andere Wege. Wenn es widersprüchlich wirkt, dann ist es eben widersprüchlich. Der Glaube kennt keinen Masterplan. Für mich gibt es ein Vorher und ein Nachher nach dem Tod meines geliebten Bruders und der damit verbundenen Suche nach Trost und Antworten, unter anderem auch bei Gott.

C&W: *Man könnte jetzt sagen: Sie haben sich die Kultur herausgepickt, machen sich aber nicht die Mühe des Betens.*

Schäfer: Glauben besteht aus Widersprüchen. Viele Menschen sind in ihrem Glauben inkonsequent. Ich auch. Viele sind Mitglied einer Religionsgemeinschaft, ohne aktiv gläubig zu sein, und trotzdem ist es für sie wichtig, weil Religion auch eine kulturelle und ethische Identität bedeutet. Ich werte niemanden, wie intensiv er seinen Glauben praktiziert. Das muss doch jeder für sich selbst entscheiden. Ich freue mich für jeden, der aus dem Gebet Kraft schöpfen kann. Als ich vor dem Autowrack meines Bruders stand, hätte ich mir auch eine zusätzliche Kraftquelle gewünscht. Mir gelingt das aber nicht.

C&W: *Es ist sehr schwierig, zum Judentum zu konvertieren. Stoßen Sie manchen Juden mit Ihrer Einstellung vor den Kopf?*

Schäfer: Kein Kommentar.

»Ich glaube nicht daran, dass mich nach dem Tod irgendwas erwartet.«

C&W: *Sie schreiben in Ihrem Buch an einer Stelle, dass Sie sich als Glaubensverräterin fühlen. Was meinen Sie damit?*

Schäfer: Gott war bisher nie eine Option in einer Krise für mich. Erst der Unfall meines Bruders bringt mich mit 50 Jahren dazu, mich zu Gott zu positionieren. Diese Suche ist mir erst bewusst geworden, als Martin und mein Vater starben. Ich war in einem Ausnahmezustand. Ich war nie eine gläubige Christin und bin auch keine fromme Jüdin. Ich bin eher wie ein passives Mitglied in einem Club.

C&W: *Wenn Sie nicht an Gott glauben, warum sind Sie, statt zu konvertieren, nicht ausgetreten?*

Schäfer: Wir wollen als Familie die Werte und die Gebote des Judentums an unsere Kinder weitergeben. Ich spreche mit ihnen über Nächstenliebe, Respekt und Vertrauen.

C&W: *Haben Sie die Suche nach Gott aufgegeben?*

Schäfer: Ich habe intensiv gesucht und bin nicht fündig geworden. Ich wollte wissen: Wie kann das Leben nach diesem Schicksalsschlag weitergehen? Andere Menschen haben andere Krisen, die sie meistern müssen. Ich halte den Tod nach wie vor für zufällig, sinnlos und willkürlich. Ich glaube nicht daran, dass mich nach dem Tod irgendwas erwartet.

C&W: *Und wenn Sie Gott eines Tages doch träfen?*

Schäfer: Das wäre schön, ich würde mich freuen, ihm zu begegnen. Dann würden wir uns wohl hinsetzen und lange reden. Ich würde ihn fragen, wie es ihm dabei ergeht, wenn er heute auf die Welt blickt. Aber etwas Zeit habe ich ja noch: Im Judentum sagt man immer: Bis 120! Damit hätte ich noch 70 Jahre Zeit, ihn zu finden.

Fotos: Shutterstock; Istockphoto.com [M]; Frank P. Wartenberg/glampool

Bärbel Schäfer, 52, arbeitet als Fernseh- und Radiomoderatorin. Beim öffentlich-rechtlichen Sender hr3 führt sie durch den wöchentlichen »Sonntagstalk«. Bekannt wurde Schäfer in den Neunzigerjahren als Talkmasterin bei RTL mit der Show »Bärbel Schäfer«. Seit 2004 ist sie mit Michel Friedman verheiratet, mit dem sie zwei Söhne hat. In ihrem neuen Buch, das diese Woche erscheint, schreibt sie über den Verlust ihres Bruders, der vor zweieinhalb Jahren bei einem Autounfall ums Leben kam. 1998 starb auch ihr damaliger Lebensgefährte bei einem Verkehrsunfall auf der Autobahn.

Bärbel Schäfer: Ist da oben jemand? Weil das Leben kein Spaziergang ist. Gütersloher Verlag, 19,99 Euro.

Hopfen und Malz, Gott erhalt's

Am 23. April feiert das deutsche Reinheitsgebot seinen 500. Jahrestag. Dass das Lebensmittelgesetz am Vorabend der Reformation ausgerufen wurde, ist nicht der einzige Berührungspunkt des Bieres mit dem Glauben. Ein A bis Z über Religion und Rausch VON RUBEN MORATZ

A wie Anfänge

Vor etwa 10 000 Jahren wurde Brot in Wasser eingeweicht, um es Alten und Kranken besser einflößen zu können. Wer auch immer diese Brühe zu lange herumstehen ließ, erfand das Bier. Archäologen entdeckten Spuren dieser Flüssigkeit in Mesopotamien. Dort also, wo auch die Religion ihre frühesten Spuren hinterließ, etwa zur selben Zeit. Zufall? Eher nicht – ist doch die Wirkung des Bieres jener des Gottglaubens sehr ähnlich: Beide erweitern das Bewusstsein und enden manchmal im Rausch.

B wie Buddhismus

Der Verzicht auf Rauschmittel jeglicher Art ist im Buddhismus zwar nicht vorgeschrieben, aber doch empfohlen. Je nachdem, ob der Gläubige dem Kreislauf von Tod und Wiedergeburt entrinnen will, sollte er sich an die fünf »Silas«, also Sittlichkeitsregeln, halten. Neben dem Töten, Stehlen, Lügen und sexuellem Fehlverhalten stehen auch berauschende Substanzen auf dem Index – Bier verdirbt das Karma.

C wie Craft-Beer

Wie auch im Glauben schert sich in der Brauerei-Szene heute kaum noch jemand darum, was irgendwer im Mittelalter vorgeschrieben hat. Kurz vor dem 500-Jahre-Jubiläum des deutschen Reinheitsgebots für Bier floriert vor allem das Craft-Beer, also »handwerklich« gebraute Biere. Dabei wird die Trinität von Hopfen, Malz und Wasser – wie sie das 1516 in Ingolstadt ausgerufene Gesetz verlangt – missachtet und mit allerlei Substanzen und Geschmacksrichtungen experimentiert: von Ingwer und Whiskey bis »Cookies & Cream«. Ob dieser Trend zur Individualisierung auch die Kirche erobert?

Fotos: Katharina Ebel/KNA; Lucky Drink Co; Brauer-Bund.de

D wie Dosen

Das erste Bier im Alu-Mantel stand 1933 in den USA im Regal. Stattliche 100 Gramm wog die leere Dose, etwa fünfmal so viel wie heute. Der praktische Metallring zum Öffnen der Dose wurde erst 1963 erfunden. Wie bekommt man so ein massives Teil dann auf? Mit einem etwa zwölf Zentimeter langen, vorne spitz zulaufenden Metallpflock, genannt »Church Key«. Diesen Namen erhielt das Werkzeug, weil es so ähnlich aussieht. Und beide, Dosenöffner wie Kirchenschlüssel, gewähren den Zugang zum Ersehnten.

F wie Frauen

Schon früh waren die Frauen fürs Häusliche und daher auch fürs Brauen zuständig. Besonders die mittelalterlichen Ordensschwestern kannten sich aus: Im 12. Jahrhundert empfahl die Mystikerin Hildegard von Bingen Bier als Medizin: Es hebe den Mut und kräftige den Leib. Viel ist von der weiblichen Brautradition nicht übrig – immerhin eine Klosterbrauerei, in Mallersdorf, ist noch in Frauenhand. Schwester Doris leitet den Sudhof im östlichen Bayern seit knapp 40 Jahren und trinkt jeden Tag mindestens einen halben Liter – obwohl ihrer Meinung nach sogar ein Dreiviertelliter gesund wäre. Übrigens: Die ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Margot Käßmann muss vor ihrer folgenschweren Alkoholfahrt etwa 1,3 Liter Bier getrunken haben – auch fromme Frauen sind gegen nichts gefeit.

G wie Gilgamesch-Epos

Ein über 4000 Jahre altes Schriftstück dokumentiert den ersten Vollrausch der Menschheits- oder vielmehr Gottheitsgeschichte – inklusive totalem Kontrollverlust. Laut Gilgamesch-Epos machte der sumerische Schöpfergott Enki seine eigene Urenkelin betrunken, um mit ihr einen Nachkommen zu zeugen. Dieses Inzest-Kind heißt Ninkasi und wurde zur Göttin des Bieres. Dass Bier und Moral schwer zusammenkommen, war wohl schon immer bekannt.

H wie Heiltrank

Zur Bierkultur haben mittelalterliche Ordensgemeinschaften enorm viel beigetragen. Möglich wurde dies nicht zuletzt durch die Klosterreform der Synode von Aachen im Jahr 817: Bier wurde offiziell zum »Heiltrank« erhoben. Zudem war das Biertrinken nun auch in der vorösterlichen Zeit erlaubt – ganz gemäß dem Motto »Flüssiges bricht das Fasten nicht«. Gerade in der Hungerzeit wurden mehrere Liter täglich getrunken – da war die Stimmung im Kloster gewiss nicht stocknüchtern.

I wie Islam

Der Koran weist an, die Gläubigen sollten sich fernhalten von »dem, was berauscht«. Derart radikal, wie viele islamische Traditionen seit dem 19. Jahrhundert die Abstinenz lehren, war das jedoch lange nicht. Maßhalten hieß die Devise: Übertrieben habe es derjenige, der den Himmel nicht mehr von der Erde zu unterscheiden vermöge, lautet eine gängige Regel aus dem 13. Jahrhundert.

J wie Judentum

Das Judentum kennt keine Alkoholverbote, im Gegenteil: An manchen Tagen ist es sogar geboten, zu trinken und sich zu betrinken. Am Purim-Fest erinnern sich Gläubige an den ersten erfolgreich abgewendeten Pogrom, der im biblischen Buch Ester überliefert ist. Die Gläubigen sollen so viel trinken, bis sie einen Fluch nicht mehr von einem Lob unterscheiden können.

K wie Kneipenkirche

Seitdem die Gottesdienstbesucherzahlen immer geringer werden, formieren sich missionarische Aufbrüche in alle Richtungen. Auch allabendliche Barbesucher werden nicht übersehen. Die »Kirche in der Kneipe« gibt es zum Beispiel im oberbayrischen Traunreut oder in Berlin-Spandau. Hier wollen Geistliche die Trinker mit einer Predigt beim Pils zurück ins kirchliche Gemäuer locken. Die Pfarrer erhoffen sich, wieder ins Gespräch zu kommen – fromme Worte zum Feierabendbier.

L wie Luther

Als Augustinermönch war Martin Luther mit der Braukunst gut vertraut. Als er vom Mönch zum Ehemann wurde, übernahm seine Frau das Brauen für ihn. Auf Reisen schrieb er seiner Katharina Liebesbriefe in sehnsüchtiger Bierlaune: Sie solle ihm »ein Pfloschen« des von ihr Gebrauten schicken, so oft sie könne – ansonsten werde er »vor dem neuen Bier einfach nicht nach Hause kommen«.
Der Reformator betrachtete das Gebräu als zweischneidiges Schwert: Im Bier, so Luther, rücke der Himmel ganz nah an die Hölle heran. »Ich sitze hier und trinke mein gutes Wittenbergisch Bier und das Reich Gottes kommt von ganz alleine«, sagte der Reformator nach vollendetem Tagwerk. Andererseits missfiel ihm, dass selbiges Getränk die Wachsamkeit im Kampf gegen den Teufel schwäche. Jedes Volk besitze einen Schwachpunkt, an welchem das Böse besonders gut einfallen könne – bei den Deutschen sei das zweifellos: das Bier!

M wie Kardinal Müller

Der oberste Glaubenshüter des Vatikans ist kulinarisch nie ganz in Italien angekommen. Mit Blick auf ein gelungenes Weihnachtsmahl hat Gerhard Ludwig Kardinal Müller genaue Vorstellungen: »Ich freue mich schon besonders auf die Finther Bratwürste mit Kartoffelsalat und Bischofshof-Bier aus Regensburg.«

O wie Opferkult

Ähnlich wie die Sumerer sahen die alten Ägypter im Bier eine Gabe der Götter. Besonders dem Totengott Osiris huldigten sie. Der Herr der Unterwelt und Fruchtbarkeit war auch für die Entstehung neuen Lebens zuständig. Er ließ das Getreide keimen, welches die Grundlage des trüben brotähnlichen Biers darstellte. Die Menschen sollen unterwürfig gerufen haben: »Komm doch zu diesem deinem Brot, diesem deinem Bier, zu dieser deiner Trankspende, damit du über alle guten Dinge verfügst!« Kurz nach der Zeremonie konnten sie die begehrten Gaben dann selbst genießen.

P wie Papst

Zumindest um die jüngsten drei Pontifices ranken sich allerlei Biergeschichten. Dem heute emeritierten Papst wurde schon wenige Stunden nach seiner Wahl in der Weideneder Brauerei ein eigenes Bier gewidmet. Das Etikett zeigt Benedikt XVI. und sein Geburtshaus in Marktl am Inn. In den ersten drei Monaten wurden 10 000 Kisten verkauft. Papst Franziskus bevorzugt den südamerikanischen Matetee. Kurz nach seiner Namenswahl kamen allerdings Irritationen auf: Hatte Jorge Bergoglio etwa in einem früheren Leben für das Franziskaner-Bier-Logo Modell gestanden? Obwohl die Ähnlichkeit verblüffend ist, sei das alles nur Zufall, beteuert eine Unternehmenssprecherin.
Zur Seligsprechung Johannes Pauls II. wurde 2011 tschechisches Bier nach Rom gebracht, um osteuropäische Pilger bei Laune zu halten. Dieses wurde bei der Herstellung vom damaligen Pilsener Bischof Frantisek Radkovsky mit göttlichem Segen versehen. »Sie sind der Bischof aus Pilsen, wo es so gutes Bier gibt!« So soll ihn der polnische Papst begrüßt haben.

R wie Realpräsenz

Christus ist in Brot und Wein wirklich und wahrhaftig gegenwärtig. Das glaubt die katholische Kirche mit Blick auf die Eucharistiefeier. Diese Lehre von der Realpräsenz war schon immer umstritten. Dass zur Feier des Sakraments Wein benutzt wird, ist jedoch allgemein anerkannt – schließlich soll Christus selbst es so eingesetzt haben. Ein Kirchenfenster der Wiesenkirche in Soest entwickelt dennoch eine andere Vorstellung. Ein anonymer Künstler des 16. Jahrhunderts zeigt eine ungewöhnliche Abendmahlsszene: Neben Schweinskopf und Schnaps befinden sich auch Bierkrüge in Jesu Reichweite. Ob Christus auch im Bier erfahrbar wird?

S wie Schutzpatron

Vom Himmel aus kümmert sich der heilige Florian um gelingendes Brauen und gut gelaunte Trinker. Der Römer stand im 3. Jahrhundert verfolgten Christen zur Seite: Sein Glaube machte ihn zum Nothelfer – daher ist Florian heute auch Schutzpatron der Feuerwehr. Ein und derselbe Heilige für Bier und Feuerwehr? Kein Wunder: Das eine löscht den Brand, die andere das Feuer.

T wie Taufe

Zu Beginn des 7. Jahrhunderts erlebte der irische Missionar Columban von Luxeuil am Bodensee Befremdliches: Die Einheimischen hingen noch keltisch-germanischen Göttervorstellungen an und feierten ein Opferritual um ein riesiges Biergefäß – ein Massenbesäufnis. Columban war schockiert und zerstörte das überdimensionale Bierfass mit göttlichem Beistand. Von dieser Tat beeindruckt, ließen sich die Alemannen taufen. Mit Wasser, natürlich.

U wie Umwidmung

Von 1990 bis 2014 wurden in Deutschland etwa 280 evangelische Kirchen umgewidmet, viele andere abgerissen. Die Bielefelder Martini-Kirche wurde als erste komplett zum Restaurant umgebaut – inklusive Biergarten. Das Lokal im neugotischen Gotteshaus trägt den Namen »Glückundseligkeit«. Die Ziele der Hausherren sind dieselben geblieben.

V wie Vermarktung

Das Bier hat schon so manchen Mönch zu Fall gebracht – bei Pater Anselm Bilgri konnte die ganze Welt zusehen. Der ehemalige Prior des Klosters Andechs war von 1986 bis 2004 Wirtschaftsleiter der hauseigenen Brauerei. Mit der größten Klosterbrauerei Deutschlands hatte Bilgri ambitionierte Pläne: Sein täglich Brot waren die Marktanalyse, Produktoptimierung und Werbung. Doch passte diese offensive Vermarktungspolitik nicht so recht zu den Idealen des Ordens: »Benediktiner denken nicht in Quartalen«, sagt Pater Valentin Ziegler, Bilgris Nachfolger, »sondern in Jahrhunderten.« Man trennte sich im Streit: Bilgri verließ den Orden und ist heute Unternehmensberater. Priester ist der 63-Jährige noch immer – und auch seinen missionarischen Auftrag hat er gefunden: »Ich will der Wirtschaft eine Werteorientierung vermitteln.«

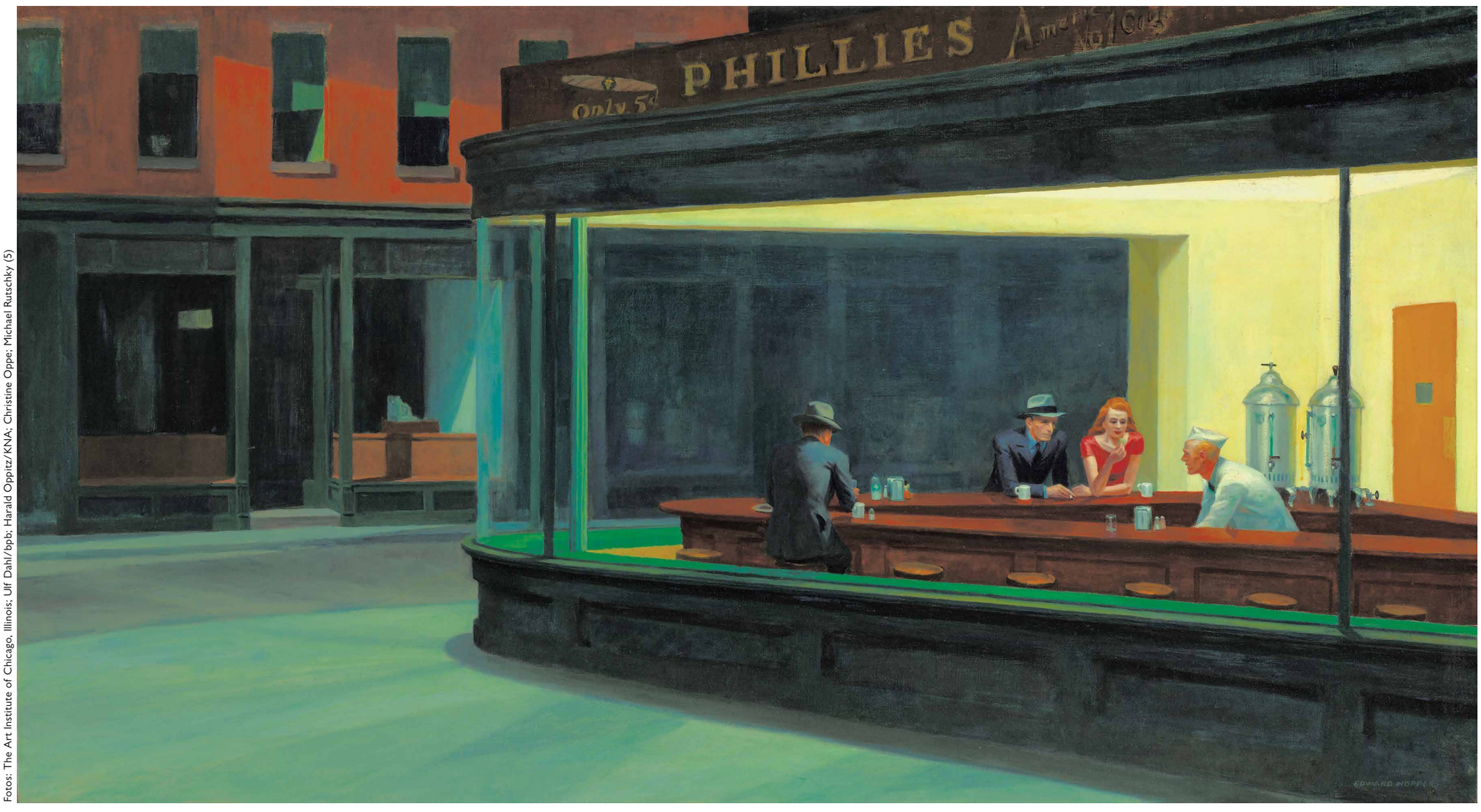
W wie Wunder

Ein Wirt in Frankreich stand Jesus in nichts nach. In der Mittagshitze eines Sommertags um das Jahr 640 zog eine Prozession durch das Dorf Champigneulles. Auf der Suche nach Erfrischung kehrten die Gläubigen in einen Gasthof ein, doch dort war nur noch ein einziger Humpen voll Bier übrig. Auf wundersame Weise wollte dieser nicht leer werden, sodass 5000 Männer ihren Durst gelöscht bekamen – Frauen und Kinder wurden hierbei nicht mitgerechnet. Diese Parallele zum Evangeliumstext ist natürlich rein zufällig.

Z wie Zechen

Wenn in gut einem Monat Hunderttausende nach Leipzig strömen, um dort den Katholikentag zu begehen, wird auch das städtische Nachtleben aufblühen. Mitten in diesem Getümmel – direkt am Hauptveranstaltungsort »Markt« – befindet sich das »Spizz«. Die Szenekneipe könnte mit dem »Original Gose«, einem sächsischen Spezialbier vom Döllnitzer Rittergut, das Trendgetränk der Veranstaltung stellen. Das leicht säuerlich-salzige Gebräu hat eine mehr als 1000 Jahre lange Geschichte. Traditionell wird es mit Fruchtsirup oder Kümmellikör gemischt – so schmeckt der Katholikentag.

SAMMLUNG EIN BILD, EIN SATZ, EIN WUNDER



Fotos: The Art Institute of Chicago, Illinois; Ulf Dahl/bpb; Harald Oppitz/KNA; Christine Oppe; Michael Rutschky (5)

Heute kuratiert von **Jochen Brühl**

Seine Empfehlung:

Edward Hopper: Nighthawks (1942)

Warum haben Sie dieses Bild ausgewählt?

»Ein unwichtiger, beiläufiger Moment – unwesentlich und doch so nachvollziehbar – keine Worte mehr nach einem langen Abend.«

Kurator im Monat April ist **Jochen Brühl,** Vorsitzender des Bundesverbands Deutsche Tafel.
Derzeit gibt es 900 Tafeln in Deutschland. Sie versorgen mehr als 1,5 Millionen Bedürftige mit Lebensmitteln – knapp ein Drittel davon sind Kinder und Jugendliche.

HAT DAS SINN, FRAU RINN?

Geist braucht Auszeit

Auch in einem Pfarrhaus muss man privat sein dürfen

VON ANGELA RINN

Kann sein, dass aus meinem Sohn kein zweiter Friedrich Schlegel wird.

Das deutsche Pfarrhaus ist eine Brutstätte des deutschen Geistes. Was wäre Deutschland ohne seine Pfarrhäuser! Ich nenne nur Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Nietzsche, Albert Schweitzer, Hermann Hesse oder Gottfried Benn. Oder Angela Merkel! Sie alle sind in Pfarrhäusern aufgewachsen.

Mein Mann übrigens auch. Er kennt deshalb die Schattenseiten einer solchen anspruchsvollen und gleichzeitig bescheidenen Lebensführung: Ein gutes Pfarrhaus hatte immer ein offenes Haus zu sein, mit einer Suppe für jeden Obdachlosen, der an die Tür klopfte, und in der guten Stube fanden Bibelkreise statt. Bis auf die Adventszeit, da war die gute Stube nämlich nicht benutzbar, weil sich in ihr die Gaben für die Partnergemeinde im Osten stapelten, die dann von der Pfarrfrau liebevoll eingewickelt und anschließend in Päckchen gepackt wurden. Mein Mann musste als Kind die Einladungen zu den Kirchenvorstandssitzungen austragen und bekam dafür als Dankeschön von den Bauern Wurstsuppe angeboten, was für ihn als Vegetarier keine reine Freude war. Nicht zuletzt musste er sich immer anständig benehmen und durfte nicht die Dorfmädchen küssen. So was nenne ich Standortnachteil.

Ich komme nicht aus einem Pfarrhaus, ich wohne nur darin. Das ändert etwas die Perspektive. Ich gebe zwar auch Lebensmittel an Obdachlose heraus, aber in meinem Wohnzimmer sitze ich und nicht der Bibelkreis. Auch auf das Risiko hin, dass aus meinem Sohn kein zweiter Friedrich Schlegel werden sollte, habe ich darauf bestanden, dass ich ein Recht auf eine Privatsphäre habe, und meinem Sohn habe ich auch nicht vorgeschrieben, wen er küssen darf und wen nicht. Die Zeiten, in denen die Familie eines Pfarrers quasi mit dem Ehemann und Vater dienstverpflichtet war, sind glücklicherweise vorbei. Natürlich weise ich niemanden von der Haustür, der ein Seelsorgegespräch führen möchte, und ich gehe auch ans Telefon, selbst wenn mich jemand mitten in der Nacht anruft. Aber ich finde, dass sich die Gemeindeaktivitäten im Pfarrhaus auf mein Amtszimmer beschränken sollten und der Rest des Hauses der Familie gehört. Das gilt jedenfalls, solange wir in friedlichen und demokratischen Umständen leben. Im Notfall muss das Pfarrhaus der Ort sein, wo Menschen geschützt und frei ihre Meinung sagen dürfen. Während des Dritten Reichs hat die Bekennende Kirche im Wohnzimmer meines Pfarrhauses ihre Gottesdienste gefeiert.

Manchmal denke ich daran, wenn ich heute in diesem Zimmer den Spätkrimi im Fernsehen sehe, und bin ganz ehrfürchtig, was diese Mauern alles schon erlebt haben. Für mich ist das eine moralische Verpflichtung – zugleich hoffe ich, dass wir solche Zeiten nie wieder erleben werden und mein Wohnzimmer mein privates Wohnzimmer bleiben darf. Jedenfalls solange ich hier am Ort Pfarrerin bin. Es klingt grotesk, aber mein Wohnzimmer ist ein Gradmesser der freiheitlichen Gesellschaft. Ich bin nicht die erste Pfarrerin, die in diesem Haus lebt, und werde nicht die letzte sein. Ein Pfarrhaus gehört einem nie ganz allein. Es lädt ein, in ihm zu leben, aber es ist kein Besitz. Mein Sohn findet, dass Pfarrhäuser überholt sind. Er will später privat wohnen. Ich finde das schade. Nicht nur wegen der Auswirkungen für die deutsche Geistesgeschichte.

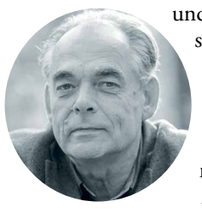
Angela Rinn ist habilitierte evangelische Theologin, Mitglied der EKD-Synode und Pfarrerin in Mainz-Gonsenheim. Unter dem Namen Vera Bleibtreu schreibt sie Krimis.

DER ATHEIST, DER WAS VERMISST

Hallo Nachbar!

Martialisches Auftreten kann Krieg verhindern

VON MARTIN AHRENDS



Mein Mieter-Schriftwechsel entwickelt sich, kocht hoch und wird schließlich aufregend.

»Setz dich durch«, sagt meine Tochter, »nicht wegen des Geldes. Deinetwegen.« Also versuche ich eine andere, ganz ungewohnte Gangart, begebe mich zur Mieterberatung, erfahre mancherlei über Schönheitsreparaturen und ungültige Mietvertragsklauseln, über Betriebskosten- und Kautionsabrechnungen. Ich kaufe die übliche Gerätschaft und malere meine Berliner Wohnung, in der ich sechs Jahre mit der jüngsten Tochter gewohnt habe. Wenn wir Ossis sonst nichts können: Leidlich malern und tapezieren können wir allemal. Mein Vermieter ist begeistert. Wir hatten immer ein gutes Verhältnis, denn mein Waschbecken hab ich selbst ausgetauscht und immer brav die steigende Miete bezahlt. So einen komfortablen Nachmieter soll er erst mal finden.

Aber: Ich soll ja nicht mehr so komfortabel für ihn sein, ich soll mich ja durchsetzen, wenigstens jetzt, beim Auszug. Und da geht es nicht nur ums Beräumen und Putzen, sondern auch um Geld. Ich war nie gut in Geldsachen und hab mir auch noch was darauf eingebildet: Pfui, schnöder Mammon! Meine Tochter erklärt mir jetzt aber, dass ich damit nur meine Feigheit bemäntele. Ich muss ihr recht geben. Vielleicht taugt meine Formulierungskunst vor allem anderen, um mich rauszureden vor mir selbst. Um meine Feigheit und andere Makel zu kaschieren. Also bestehe ich bei dieser Wohnungsübergabe mal versuchsweise auf meinen Rechten und sage ganz klar, was im Protokoll stehen soll und was nicht. Nun entwickelt sich ein Schriftwechsel, kocht hoch, wird aufregend.

Nachts erwache ich schweißnass vor Angst. Am Schreibtisch hab ich Mühe, mich auf anderes zu konzentrieren, immer mischen sich Sätze ein, die ich sofort an meinen Vermieter mailen würde, wenn ich nicht klug genug wäre, sie unter »Entwürfe« zu speichern. Erst nach einer gewissen Ablagerung und Läuterung dürfen sie raus. So werde ich allmählich wieder der Herr der Lage. Nun bin ich nicht mehr der bissige Ängstling, nun bin ich ein Krieger, der es vorzieht, mit seinem Gegner zu plaudern. Mein Vermieter hat meine Formulierungskunst offenbar unterschätzt, und mir beginnt es richtig Spaß zu machen: Leichthändig setze ich ihm die Pistole auf die Brust. Und siehe da: Der Mann holt nicht die Schrotflinte aus dem Schrank, wie ich es befürchtet hatte, er schäumt nicht, wütet nicht, sondern konzediert mir schmallippig das Verlangte. In seiner letzten Mail, die zu öffnen mich schon keine Überwindung mehr kostet, empfiehlt er, das Kriegsbeil zu begraben, und es wandelt mich an, ihm um den Hals zu fallen. Das Kriegsbeil, eben erst geschliffen und blank geputzt, soll ich es weiter mit mir herumschleppen? Ich will es statt der Flinte ins Korn werfen.

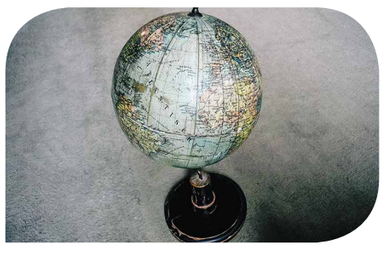
Martin Ahrends lebt als Schriftsteller in Berlin.

Sie können jetzt gehen:

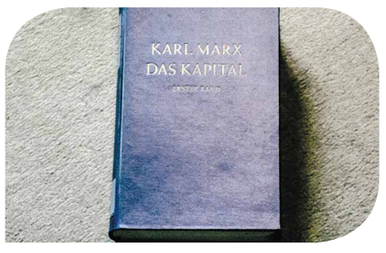
Der Schriftsteller Michael Rutschky stellt sich auf das Alter ein. Von Montag bis Freitag nimmt er für uns jeden Tag Abschied von einem Gegenstand in seiner Berliner Wohnung, in der er seit 30 Jahren lebt.

Montag: Kaurimuschel
Wie kam sie – als Nippes – in Mutters Bücherregal? In der Südsee, erklärte sie dem Kind, verwendet man sie als Geld. Und wenn du sie ans Ohr hältst, hörst du die Brandung – das Strömen des Geldes in der Ferne? Unfug. Später vexierte den zum Jüngling sich wandelnden Knaben natürlich das Geschlechtliche, das die Muschel so unverhohlen symbolisierte. Und das Mutter – die zur Prüderie neigte – glatt übersah.

Dienstag: Globus
Es gab so bald viel größere, strahlend von innen beleuchtet. Dieser hier ist aus Pappmaché, ein gleichsam antikes Billigmaterial; er nennt sich Volksglobus. Die Zeit, der Staub, der Verfall haben die Namen von Städten, Flüssen, Landschaften, Nationen unlesbar gemacht. Aber das brüchige Ding verkörperte immer noch den Blick des Kindes, das sich eine erste Vorstellung vom Seienden im Ganzen zu machen versuchte.



Mittwoch: Badehose
Lange bin ich täglich schwimmen gegangen, im Freibad, im Hallenbad, einen Kilometer. Angeblich eine Kräftigung von Herz und Kreislauf – in Wahrheit ein magisches Ritual, das meine Chancen auf Unsterblichkeit erhöhen sollte. Je länger ich schwamm, umso jünger wurde ich. Im Sommer, am Beckenrand sitzend, in der Sonne, fühlte ich mich wie 14. Eines Tages brach dieser Glaube zusammen.

Donnerstag: Kamera
Die erste, die Mutter nach dem Krieg kaufte (um damit das Söhnchen aufzunehmen, gern in der Badehose). Lange – solange sie nicht in meinem Besitz war – traute ich ihr magische Kräfte zu. Sie enthielt ja nicht den gewohnten Kleinbildfilm und operierte ohne Entfernungsmesser, Belichtungsmesser, Autofokus. Sie ging bald kaputt, transportierte das belichtete Bild nicht weiter, und ich verzichtete auf die Reparatur.

Freitag: Marx
Früher gab es Bücher zu lesen, die das Seiende im Ganzen enthüllten. Wenn du sie bloß richtig verstanden hättest! Immer wieder hakte es; es entstanden blinde Flecken, und wenn du sie beim nächsten Versuch geklärt hattest, bildeten sie sich anderswo unvermerkt neu. Du erkanntest dich als unfähig, die offenbarte Wahrheit zu erfassen. So gingst du unauffällig zu anderen Büchern über.